Lebenserinnerungen.



Lebenserinnerungen.

Von

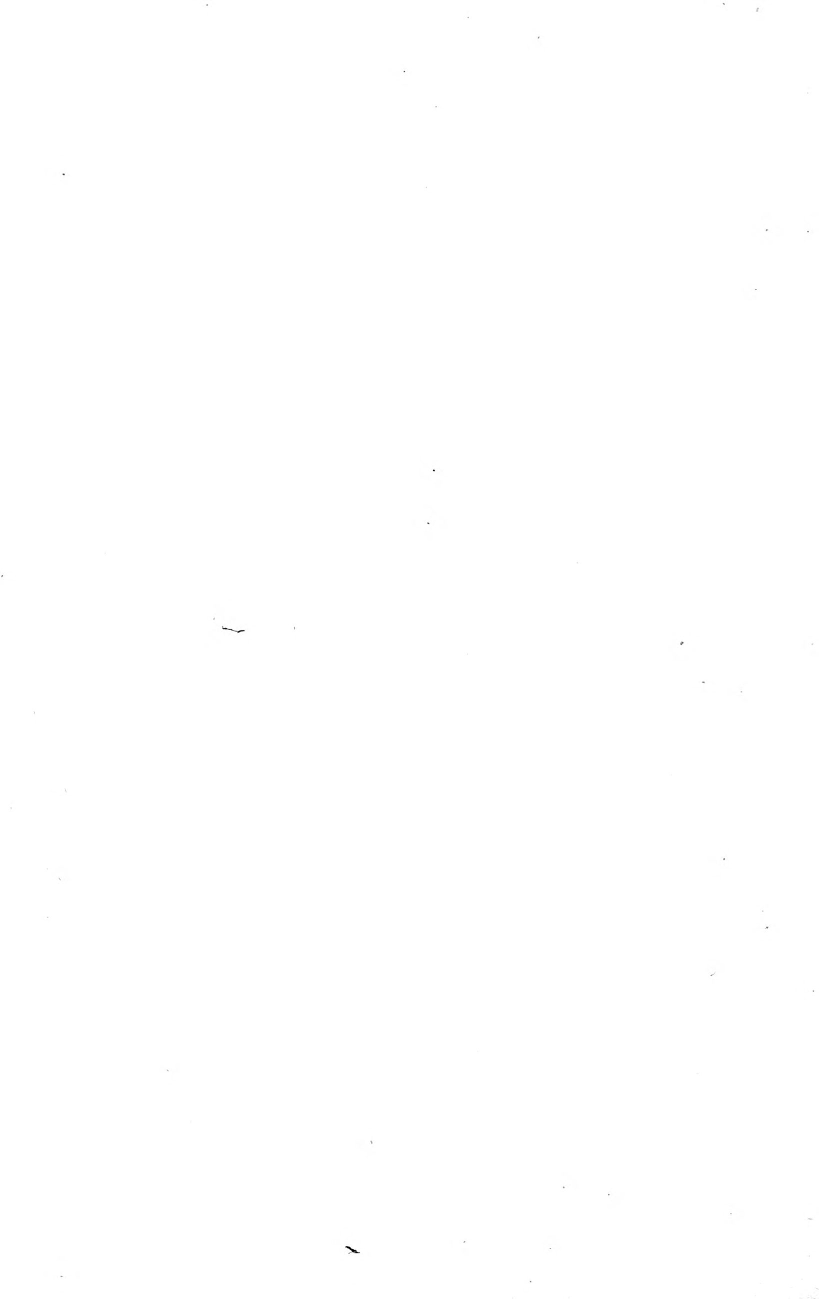
Levin Schücking.

Erster Band.



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1886.

Erster Band.



Inhalt.

Seite

Die Knabenzeit 1

Jugendleben 85

Am Bodensee 150

Am Mondsee 187

Am Rhein 221



Die Knabenzeit.

I.

In den Uffizien zu Florenz ist ein ganzer großer Saal schönen Porträts gewidmet, worin man sieht, daß fast alle Maler einmal mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kunst sich selber gemalt haben. Von den Schriftstellern sind viele, aber durchaus nicht alle, dadurch ihrem Beispiele gefolgt, daß sie sich der Welt autobiographisch dargestellt haben. Bei ihnen sind freilich auch, wie das längst und oft gesagt ist, ihre eigentlichen Porträts ihre Werke; diese sind der beste Ausdruck ihres Wesens, die Ausprägung dessen, was sie gewesen und innerlich verarbeitet, erlebt und mit sich ausgekämpft haben. Nur ist leider der flüchtig lesenden und rasch vergessenden Welt nicht zuzumuthen, daß sie sich mit sinnigem Verständniß aus des Autors Werken seine geistige Physiognomie con-

struire. Und dann, gehört nicht auch ein Rahmen zum Bilde — der Rahmen, den allein der äußere Lebensgang giebt? Das jedenfalls, und mit ihm sollte keiner zurückhalten. Was den meinen angeht, so sei er hiermit nach dem Wunsch des Herausgebers dieser Blätter für seine kleine Uffiziengalerie von „peintres peints par eux-mêmes“ bereitwillig abgeliefert. — Er ist gern gemacht. Denn wie auch das Material zu solcher Arbeit beschaffen sein mag, so liegt doch etwas Stählendes, Erquickendes, Wohlthätiges in der Beschäftigung damit. Indem man auf sein Leben zurückblickt, wird man sich klarer seines eigenen Wesens bewußt; es ist eine Uebung in der Festigkeit und in der Treue gegen sich selber. Man gräbt sein Bestes, sein Ursprüngliches und Eigenthümliches, sein eigenes reinstes Leben aus all dem Wust und Staub wieder auf, den die Welt darauf geschüttet hat, und indem man zu sich selbst zurückkehrt, findet man neu in sich seine Jugendlichkeit erweckt, fühlt sich in einen Nachglanz der sonnigen Jugendzeit, die am Ende doch eines Jeden schönste Habe ist, zurückversetzt.“

Ich habe vor Jahr und Tag mit diesen Worten eine auf äußere Veranlassung geschriebene kurze Skizze

einer Lebensbeschreibung eingeleitet. Aber es ist leicht erklärlich, daß man, zu einer gewissen Stufe des Alters gelangt und nun einmal zu einer solchen Arbeit hingeleitet, nicht bei einer flüchtigen Skizzirung stehen bleiben mag, sondern sich innerlich gedrängt fühlt, den Roman seines Lebens mit einer, wenn nicht epischen Breite, die der Stoff vielleicht nicht verdient und vor der abschreckende Beispiele warnen, aber doch mit einer genügenden Ausführlichkeit zu erzählen. Man ist mit den Resultaten seines Lebens nicht übermäßig zufrieden, man hat gegen allerlei Tücke seines Schicksals, das stets die schönsten Gelegenheiten, sich groß und edel gegen uns zu zeigen, versäumte, gar mancherlei auf dem Herzen; aber man sieht über das Ganze sich doch etwas von dem poetischen Duft legen, den die Entfernung giebt, und indem man dieser Poesie nachgeht und bei ihr schildernd verweilt, findet man den besten Trost für das, was eben nicht poetisch in unserem Leben war. Dazu kommt die Erinnerung an so viele redliche Seelen und edle Gestalten, so viele befreundete Erscheinungen, an denen man im Leben vorübergeschritten, denen man näher getreten ist und die, indem sie in's Reich der Schatten niedersanken, ein Stück von uns selbst mitgenommen haben.

Es drängt uns, von ihnen, an die wir nicht ohne ein Aufwallen des innersten Gemüths denken können, zu erzählen, und für ihr Bild die Herzen derer zu erwärmen, an denen wir zunächst theilnehmende Leser zu finden hoffen. Und wenn dann auch das Bewußtsein hindern wollte, daß man ja nie viel Großes und Denkwürdiges erlebt, so kommt es darauf auch weiter nicht an, weil jedes Menschenleben seine geistige Bedeutung hat, jedes individuelle Loos seine Spiegelung der Allen gemeinsamen Gesetze und jeder Lebenslauf seine große Moral vom Walten der „Vorsehung“ oder, wenn man lieber will, der sittlichen Mächte. Und gerade in dieser wunderbaren Einknüpfung des Ewigen in das Individuelle liegt ja der beste und schönste Theil der Poesie, welche sich über ein Menschenleben ausbreitet.

Zum Beginn muß ich nur um die Erlaubniß bitten, das, was ich an jener anderen Stelle über meine erste Knabenzeit erzählt*), vor dem Leser hier ganz im alten Gewande erscheinen zu lassen, statt ihm mühsam ein neues anzuziehen, ohne Sicherheit, daß es dadurch besser oder

*) S. P. Lindau's „Gegenwart“, Nr. 37 u. 38, Jahrg. 1874.

auch nur kürzer würde, wie ich es über diese Zeit vor Allem sein möchte. Denn je mehr uns diese Knabenzeit mit ihren tiefen und unverlöschlichen Eindrücken am Herzen liegt, desto leichter werden wir verführt, ihr in unseren schriftlichen Erinnerungen einen zu breiten Raum zu gewähren, statt uns mit der Zeichnung dessen zu begnügen, was wirklich Einfluß auf unsere Entwickelung ausübte. Die Zeit, wo die junge Menschenseele sich in die weite freie Welt hineinlebte und, höher und höher wachsend, in immer weitere Kreise hinausschaute, um deren Horizont sich leise die Ahnungen des Unendlichen mit ihrem goldnen Schein legten — dies Wachsthum der jungen Seelenpflanze ist ja eigentlich bei Allen so ungefähr dasselbe. Erst wenn das Leben mit seinen Aufgaben uns erfaßt, werden wir aus dem freien Boden der Natur in die enge Scherbe des besonderen Schicksals versetzt. Und — was das Wichtigste ist — ob viel Schatten oder viel Sonne auf unsere ersten Tage gefallen, ist bald und mit wenigen Zügen geschildert.

Es ist auf meine Jugend ziemlich viel Sonne gefallen, denn sie war sehr frei und ungebunden bis zu meinem 15. Lebensjahre, wo mich der strengere Schul-

zwang erfaßte. Wie ich aufgewachsen bin, davon könnte ich am kürzesten dadurch eine Vorstellung geben, daß ich sagte: denke sich der geneigte Leser, ich sei als das Kind eines Forstmannes geboren. Damit stellt dann seine Phantasie, ohne weiterer Nachhilfe zu bedürfen, schon ganz von selber die richtige Decoration der Bühne zurecht, auf der ich meine Knabentage bald still verträumt, bald mit gewaltiger Geschäftigkeit und unermüdlichem Thätigskeitstriebe zugebracht habe. Zunächst den Wald mit schönen Edeltannen, durchzogen von breiten Laubholzalleen; dann die herrschaftliche, alte, schon vor hundert Jahren erbaute Dienstwohnung, geschmückt mit Wappen und allerlei schön ausgehauenen Jagd-Emblemen; und ringsumher die kühlen Schatten hoher Baumwipfel. Es ist ein neidenswerthes Sommerleben unter ihnen, aber einen gründlichen erschreckenden Decorationswechsel bringt der Winter, wenn in den Alleen das hoch aufgeschichtete Laub unter den Füßen raschelt und der Sturm um die alten Essen heult, die dürren Wipfel schüttelt und durch die armen geplagten Tannenzweige pfeift, die, weil sie nicht entblättert sind und noch alle ihre feinen Nadeln haben, seiner wilden Bosheit vorzugsweise ausgesetzt sind und ohne Aufhören ihre lan-

gen niederhängenden Aeste, um ihn abzuwehren, schwingen — wie ein armes Pferd, das rastlos die peinigenden Stechfliegen abwehrt. Diese Winterbilder haben mir einen besonders tiefen Eindruck gemacht; wie der Winterwind heult, weiß ja auch ein Stadtbewohner gar nicht, und wie die weite Haide und das unendliche Moor unter dem Leichentuch des Schnee's aussehen, wenn man durch die durchsichtig gewordenen Wallhecken, die den Wald umgeben, über sie fortblickt, das wissen nur wenige meiner Leser, denn nur wenige kennen eine Haide- und Moorwelt wie die, in deren Mitte, wie eine Oase in der Wüste, der alte schöne Park von Clemenswerth sich erhob, der versteckteste Winkel im heiligen römischen Reiche deutscher Nation.

Ja nur Wenige kennen sie, solch eine Haidewelt mit ihrer farblosen Unendlichkeit, ihren Mooren und Sanddünen, ihren merkwürdigen zahlreichen „Hünensteinen" oder Dolmen, und ich will nicht behaupten, daß die Welt viel dadurch verliere, daß sie sie nicht kennt. Und doch jetzt, wo ich das braune Sepiabild dieser Jugendheimath wieder vor mir sehe und in der Erinnerung meine Blicke ihre weiten Flächen überschweifen, läßt ein gewisser ernster

und melancholischer Reiz des Bildes diese Blicke darauf haften — auf diesen lautlosen Ebenen, welche die Erica mit ihrer schönen violetten Blüthe bekleidet, und da, wo der helle Sand durchschimmert, der hellgelbe Ginster fleckt; auf diesen kleinen inselartigen Buchen- und Eichenhainen, den Resten erstorbener Waldstrecken, und den kleinen Teichen, in deren Riedgras die Krickente nistet, und auf deren schwärzlicher Wasserfluth die Blätter und kugelrunden Knospen der Seelilie liegen. Wie gebannt folgen die Augen den sandhellen, in die Ferne sich ziehenden Wegen, die über die Haide schweifen, launenhaft bald nach rechts, bald nach links sich werfend, wie ein haltloses, ohne Ziel schweifendes Menschenleben durch öde Einsamkeit irrt. Mich selbst sehe ich wieder, die leichte Vogelflinte neben mir, oben auf der Platte des Hünensteins liegen, mit dem Kopfe auf der filetgestrickten Jagdtasche — einem Product meiner eigenen Hände — und hinausblickend in die Weite, die keine Grenze haben würde, wenn nicht über dem nächsten Moore der blaue „Haidemann“ aufstiege und seine dunstige Wand emporzöge; oder hier und da das Auge auf ein im grünen Beringe seiner Bäume inselartig daliegendes Dorf stieße, in dessen Mitte ein spitzer Kirchthurm sich erhebt.

Die Macht des Reizes, welche auch die schmuckloseste und bescheidenste Heimath auf unser Gemüth übt, ist eben groß. Und dann ist mir bei der Rückkehr in der Erinnerung zu dieser Scenerie auch ein wenig zu Muthe, wie einem Dichter zu Muthe sein mag, der lange einem gründlich undankbaren und widerspenstigen Stoffe seine begeistertste Hingabe und seine besten Kräfte gewidmet hat, der allen Fleiß an ihn wendete, ohne ihn am Ende doch zu etwas Tüchtigem gestalten, ihn sich nur innerlich recht aneignen zu können. Ich habe als Knabe an diesen Boden, um ihn mir zu beleben, um auf dies weite Podium mit seinen grauen Wolkensuffiten Gestalten zu stellen und eine Handlung darauf zu bringen, die schönsten Schwärmereien, Träume und Phantasmagorien gewendet. Wie dankbar habe ich ihm die wenigen, aber tiefen Eindrücke, welche er meiner knabenhaften Phantasie entgegenbrachte, dadurch vergolten, daß ich Alles auf ihn bezog, Alles in ihn hineintrug, was mir damals groß und schön, was mir Poesie schien! Ich rief Ossians Gestalten herbei und ließ sie durch die flockigen Nebel der schmalen Wiesenthäler schweben. Wenn der Sturm über die Haide fuhr, hörte ich in seinem Rauschen die wehklagenden Stimmen der nordischen Wal-

kyren, oder den Taisk, den Schrei dunkler Mächte, der todkündend über ein Hebrideneiland gellt; in den Abendwolken, welche sich goldumsämt über dem Horizont thürmten, erblickte ich Asgards leuchtende Zinnen, die Götterburg der ewigen Asen. Unter der breitgeästeten Buche, die mit ihrem Laube den Hünenstein überschattete, sah ich im Geiste den Hohenpriester, der gefangene Römer dem Thor schlachtet, während das Widderhorn an den Stämmen des heiligen Waldes widerklingt! — Und das ist nun freilich Alles umsonst geschwärmt, geträumt, verschwendet — mit vollen Händen ist der Reichthum einer glücklichen Knabenzeit vergeudet, nichts ist geblieben als — ein aufgegebener, undankbarer Stoff, der verlassen ist von meinem Denken und Empfinden, und den ich nie wieder zu sehen erwarte. Aber ich will ihn nicht anklagen — ich fordere auch meine Schätze nicht zurück — die Gestalten Ossians, die Widderhörner germanischer Opferpriester, die nordischen Götterjungfrauen und Alles, was ich meinem fernen armen heimathlichen Boden zutrug und bescheerte, sollen ihm von ganzen Herzen geschenkt sein — denn in der That, ich wüßte heute nicht mehr, was damit beginnen! Auch kann ich mich trösten mit dem Schicksal eines größeren, denn

ich. Weiland Seine Hochfürstliche Durchlaucht Clemens August, Herzog in Ober- und Niederbaiern, Kurfürst von Köln, des heiligen römischen Reiches Erzkanzler durch Italien, Legatus natus des heiligen apostolischen Stuhles rc. rc. rc., hat einst an denselben Boden und Erdfleck am Ende doch noch mehr und schwerere Sätze gewendet, und das Alles auch ihm lassen und verlassen müssen — doch davon im nächsten Capitel.

II.

„Meine engere Heimath“ ist ein den Deutschen geläufiger Begriff. Auch ich hatte eine noch engere Heimath als das braune Haideland, von dem ich geredet habe, und dies ist die schon oben erwähnte Oase unserer Wüste. Es ist ein schönes kleines Schloß, inmitten eines dunklen Parkes, den hohe, hundertjährige Linden, Buchen und schlanke riesige Edeltannen bildeten — das Ganze die Schöpfung einer bizarren Laune, einer verschwenderischen Fürstenhand, eines Mannes von lebhafter und glänzender Phantasie, die nicht müde wurde, sich in großartigen und schönen Baudenkmalen zu verewigen.

Inmitten des beschriebenen Landstriches, ganz im

Norden des Münsterlandes, in der Nähe des Hauptdorfes des „Hümlings“ hatte einst ein wüstes Terrain sich ausgebreitet, bedeckt mit Krüppelholz, dem Reste früheren Hochwaldes; in diesem Buschwerk auf der Höhe einer leis anschwellenden Erdwellung stand ein verwitterndes Holzkreuz, die Stelle zu bezeichnen, wo vor langen Jahren ein Mensch erschlagen worden. Diese Stelle hatte sich der Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster, Clemens August aus dem Hause Baiern, auserwählt, um dort ein Schloß zu bauen. Ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, hatte er beschlossen, hier eine Zeit des Jahres zuzubringen, um der Waidlust zu pflegen; große Rudel vortrefflichen Hochwilds bevölkerten die Gegend, in der zugleich die Parforcerenner und Meuten vollen Spielraum fanden, sich fessel- und schrankenlos zu ergehen. „Wir wollen ihm ein anderes Kreuz setzen,“ hatte der Fürst mit Bezug auf den Erschlagenen gesprochen; und das Schloß, das jetzt unter der Leitung eines berühmten Architekten, unter den Händen Tyroler Maurer und Steinmetzen und italienischer Bildhauer und Stuccateure entstand, stieg in der Gestalt eines Kreuzes in die Höhe: ein Corps de logis von acht gleichgroßen Seiten, denen vier kleine Flügel wie die Balken eines Kreuzes angefügt waren.

Und als ob es an dieser einen bizarren Idee nicht genug, so wurde durch den Bau noch eine andere verwirklicht. Um das eigentliche Schloßgebäude nämlich wurden acht Pavillons gestellt; so sollte das ganze noch ein Kegelspiel darstellen, mit dem Schloß als König in der Mitte! Ich muß gestehen, ich habe diese letztere sinnreiche architektonische Idee nie herausfinden können; die Pavillons standen nämlich ganz einfach rund im Kreise umher. Ein geräumiger Platz schied sie vom Schlosse; zwischen je zwei und zwei von ihnen begann eine breite Lindenallee, welche durch den Park führte. Jeder der Pavillons führte seinen besonderen Namen, der an eines von den Hochstiftern, deren Infuln und Fürstenkronen sich auf dem Haupte des mächtigen Herzogs aus Ober- und Niederbaiern vereinigt fanden, erinnerte. Der erste hieß Münster, der zweite Osnabrück, der dritte Hildesheim, der vierte Paderborn, der fünfte Köln, der sechste Mergentheim, wegen des Hoch- und Deutschmeisterthums, der siebente Corvey, der achte bildete die Schloßcapelle mit einem Kapuzinerkloster dahinter, an das sich der weite Klostergarten mit seinen immer grünen Pyramiden und Thürmen aus künstlich geschorenem Taxus anschloß.

Außer den erwähnten neun Schloßgebäuden war nun noch ein zehntes da — und bei diesem muß ich länger verweilen. Es erhob sich zur Seite der großen Allee, die zum Dorfe führte, und bildete den Marstall; erbaut in der Gestalt eines Halbmonds, enthielt es unten geräumigen Platz für mehr denn hundert Pferde. Ueber den Stallräumen aber, im ersten Stock und in den Mansarden, war die Wohnung des kurfürstlichen Oberstallmeisters eingerichtet gewesen — nämlich „Sr. Excellenz, des Freiherrn Ignatz Felix von Roll zu Bernau, des deutschen Ordens Ritters, Landcomthur der Ballei Coblenz, Sr. kurfürstlichen Durchlaucht zu Köln Oberststallmeister, Oberstfalkenmeister, General-Adjutant der Parforce-Jagd, und Obrist über Hochdero erzstift-kölnische und hochstift-münstersche Cavagleria“.

Diese Wohnung, in welcher seit etwa einem halben Jahrhundert die Sporen dieses gestrengen Herrn und seiner Amtsnachfolger nicht mehr geklirrt hatten, auf deren Corridoren und Böden Schaaren von Iltissen sich tummelten, wurde im Jahre 1814 hergerichtet und wieder in wohnlichen Stand gesetzt für ein blutjunges Ehepaar, das, aus der Landeshauptstadt Münster stammend, von seinem Schicksal in diese Gegend geführt worden.

Dies Ehepaar waren meine Eltern.

Mein Vater war nämlich nicht, wie ich es oben den Leser vermuthen ließ, ein Forstmann, sondern seines Zeichens ein Jurist. Zur Zeit der Franzosenherrschaft hatte er seine Vaterstadt Münster verlassen, um in einem entlegenen Ort an der Ems Friedensrichter zu werden. Dann als dieser ganze Landestheil dem Königreich Hannover zugefallen, hatte man ihn hier in Clemenswerth, im ultima Thule des alten Stiftslandes, als Richter angestellt — über einen Sprengel von zwölf Quadratmeilen — und mit der Erlaubniß, sich und seinen Jurisdictionsapparat, der aus einem grün überzogenen Tisch und einer rothausgeschlagenen sella curulis bestand, in einem der Schloßgebäude unterzubringen. Und so zog denn in die verlassenen, holzgetäfelten Zimmer und Kammern meiner Eltern bescheidener Hausrath ein — zugleich aber auch ein ansehnlicher Vorrath von Büchern, unter denen corpus juris und andere Infolios durchaus nicht den ersten Platz einnahmen, sondern die Literatur der Zeit anständig vertreten war: sogar ein von Klopstocks, des damals vergötterten Dichters, eigener Hand geschenkter Messias war darunter, in rothen Saffian mit Goldschnitt gebunden —

meiner theuren Mutter liebster Schatz, den ich ihr doch den Herzenskummer angethan habe, nie zu lesen, selbst wenn sie mir erlaubte, ihn als Gebetbuch mit in die Kirche zu nehmen.

Meine Mutter nämlich —

Aber kann man der Welt von seiner Mutter reden? Von einer Mutter, wie sie war? Ihr rührend schönes Bild hängt über dem Tisch, an dem ich dies schreibe, und es ist mir, als ob ihr großes, wunderbar großes blaues Auge mit dem trauervollen Ernst und der unendlichen Tiefe des Blicks mir sagte: du hast ganz Recht, das geht nicht und deshalb versuche es nicht. Und so will ich auch dessen nicht erwähnen, was Andere zu ihrem Preise geschrieben und gesungen haben; es genügt, wenn ich sage, daß sie, die kleine, zarte, in all ihrem Wesen die lauterste Seelenanmuth ausstrahlende Frau eine ganz hervorragende Dichtergabe hatte, aber stets nur widerstrebend auf meines Vaters Wunsch einzelne ihrer Gedichte in den Musenalmanachen und Journalen der Zeit pseudonym abdrucken ließ.

Ueber ihre Herkunft und Entwickelung sei nur erwähnt, daß sie als die älteste Tochter eines später mit Kindern

noch reich gesegneten fürstbischöflichen Richters geboren war, der damals von der Landeshauptstadt aus in die Städtchen und „Wiegbolde“ wanderte, wo er, dasitzend wie der Richter im Sachsenspiegel und als Schöffe eine große, treue Dogge neben sich, seine Gerichtstage abzuhalten hatte; und daß sie durch ihn aus einer Familie stammte, die nach ihren Traditionen mit dem originellen Humanisten Hermanus Buschius zusammenhängen wollte. Und wie dieser Vorfahr Hermann von dem Busche am Ausgange der Zeit steht, in welcher das arme verschrieene Münster ein großer und berühmter Born und Quellort der humanistischen Geistesströmung war, so erhielt meine Mutter ihre erste Geistesnahrung und Richtung von einer zweiten Periode erregten geistigen Lebens und hingebender Theilnahme und Mitarbeit an den Zeitgedanken und der Literatur, die in der Geschichte dieser Stadt zu verzeichnen ist. Man kennt den Kreis des hell- und großdenkenden Ministers Fürstenberg und jener wunderlichen Heiligen mit dem unstät suchenden Herzen, der Fürstin Galitzin, in dem Hamann, Jakobi, auch einst Goethe erschien, und der aus der anfänglichen philosophischen Freiheit später in eine sehr katholische Gebundenheit verfiel. Meine Mutter

war damals fast noch ein Kind, aber die geistigen Einflüsse jenes Kreises fanden ihren Weg zu ihrem lebhaften Wissensdurst und dem verlangenden Seelenleben des jungen Mädchens mit den großen Augen und mit der reichquellenden Dichterader. Was Wunder, daß unter diesen Umständen die großen Heiligen jenes Kreises, in der Poesie Klopstock und die Göttinger, in der Philosophie Jakobis Schriften auch ihre geistigen Autoritäten wurden! Aber auch von Rousseau wurde jene Zeit mächtig beeinflußt; so wurde denn auch der Emile ihr eine große Autorität und seine Grundsätze haben sich, ich fürchte ein wenig verhängnißvoll, auch in meiner Kindheit geltend gemacht — insofern die Erziehung zu den stillen Tugenden der Anspruchslosigkeit, Selbstverleugnung und Bescheidenheit von neueren Philosophen als nicht ganz die richtige Abrichtungsmethode für den einen eisernen Willen, zähes Selbstgefühl und Schneidigkeit verlangenden Kampf um's Dasein nachgewiesen ist. Ich habe als Kind meine Eltern sehr oft von dem Emile reden hören und erinnere mich sehr gut, daß er mit all den Abhärtungslehren, die dabei zur Sprache kamen, mir ein recht widerwärtiges Buch schien. Später wurde neben Jean Paul vor Allem Goethe der

große Autor für meine Mutter — sehr früh gab sie mir dessen Wahrheit und Dichtung zu lesen, da sie den Grundsatz hatte, man dürfe Kindern auch Lectüre geben, die noch über ihren Horizont gehe, damit ihr geistiges Verständniß hineinwachse. Sie hing mit einer großen Innigkeit des mütterlichen Gefühls an mir, mit einer unausgesetzten Sorgfalt; sie unterrichtete mich abwechselnd mit dem Vater in den Hieroglyphen, die den ersten Schlüssel zu aller Weisheit bilden und die mir so schwer zu lernen wurden; — und dann vor ihrem Clavier in den Anfängen musikalischer Bildung, bei der sie jedoch nach einiger Zeit inne hielt, wohl nicht ohne den stillen Stoßseufzer: Lasciate ogni speranza. Aber trotz dieser Zärtlichkeit war sie nicht ohne gewisse Strenge. Regungen des Gemüths scheu zu verschließen lag immer und blieb auch damals, wo die Thränenschauer der sentimentalen Epoche die Atmosphäre noch mit einem feuchten Niederschlag füllten, in der Weise und Gewöhnung des Westfalen, der ja kaum zu einer lebhaften Dankesanerkennung die Lippe öffnet; und daß Kindern nicht viel Lob gespendet, nicht Liebe gezeigt werden dürfe, steht das nicht auch in diesem verwünschten Emile vorgeschrieben?

Was Jean Paul anging, so trafen in dessen Bewun-

derung meine Mutter und mein Vater zusammen, obwohl sie sonst merkwürdig verschiedene Naturen waren; mein Vater war eine leidenschaftlich bewegte Natur, die leider bis an's Ende nicht lernte, als praktischer Mann sich in die reale Welt und ihre Nothwendigkeiten zu schicken. Aber er war voll Geist und Witz und vielseitiger Bildung: außer seiner Jurisprudenz beschäftigten ihn namentlich Geschichte und Kirchengeschichte; von den Alten waren Horaz und Seneca seine Lieblingsautoren, und eine seiner Lieblingserholungen war, mit einer ganz hervorragenden Anlage für den Humor, mit einer unwiderstehlichen Komik Erlebnisse und Charaktere zu schildern — die seiner früheren Lehrer z. B., oder das Leben in den alten reichen Abteien des Landes, in denen er stets bei irgend einem im zehnten oder zwanzigsten Grade verwandten Vetter Stiftsherrn die Schulferien zugebracht hatte. Von Natur mit einem gewissen skeptischen Geist versehen, aufgewachsen unter dem Einflusse der Geistesströmungen der französischen Revolution, durch eigene Studien zu einem durchaus freien religiösen Standpunkt gekommen, hat er früh dafür gesorgt, daß nichts Verkümmerndes und Schädigendes für mich in den katholischen Unterricht einfloß, den mir und

meinem jüngeren Bruder als Hauslehrer ein Geistlicher gab, ein sanfter, schweigsamer, blonder junger Mann, der Claasen hieß. Daß ich Morgens in der Frühe mit diesem die Lindenallee hinaufwanderte zu der still daliegenden Schloßcapelle, von der das Glöcklein durch den Wald klang, als ob es, da ja von Menschen Niemand kam, die Eichhörnchen und Buchfinken, die sich umher erlustigten, zum Gottesdienst rufen wolle — daß ich, wenn er dort die Messe in dem kleinen, mit Marmor und Stuck und Vergoldung reich geschmückten Raum las, ihm fromm ministrirte und mit großer Innigkeit das Confiteor vorsagte — und dann wieder träumerisch zusah, wie der Morgenwind die Schatten der Lindenzweige draußen leis bewegt über den heiligen Hubertus auf dem Altarbild gleiten ließ, — das hat mir sicherlich nicht geschadet. Guter, sanfter, klar denkenden Vicar — als ob **dein** Katholicismus überhaupt hätte verkümmern und einen wissensdurstigen nachdenksamen Knaben hätte in seiner Entwickelung zurückhalten können! Ich glaube, Du warst im Stillen ein Stück vom savoyardischen Vicar — und jedenfalls ein würdevoller Priester. Daß eine Zeit kommen würde, wo deine Mitarbeiter im Weinberge sich anstrengen

würden, so viel ihrer folgsamen Schafe in die Abgeordnetenkammer zu bringen, bis Se. Majestät in Preußen kein Gesetz mehr geben und kein Füsilierbataillon mehr auf die Füße stellen dürfe, wenn es nicht sämmtlichen Cardinalscongregationen genehm — das hast du dir nicht träumen lassen! Mit wie milder Resignation hörtest du meines Vaters Ketzereien an, wenn er am Kaffeetische draußen unter der großen blühenden, von Bienen umsummten Linde eben den Volney oder Benjamin Constants Werk „Sur la religion“ besprach und meine Mutter, die auch wohl eigentlich nur die Religion des Gemüths kannte, dann von seinem ausgesprochenen Theismus so viel des Positiven einräumen und bestehen zu lassen suchte, als sie ihm eben abgewinnen konnte.

Der Gegensatz dieser Sommerstunden unter der Familienlinde waren die Herbstabende, die Wintertage. Schon früh im Herbst flammte im Wohnzimmer das Feuer im altfränkischen Kamin — wie bis spät in das Frühjahr hinein, als heiteres Vor- und Nachspiel der Wintertragödie mit ihrem Ofenmittelpunkt. Es war eine unvergleichliche Gelegenheit, Aepfel und Kastanien in einen schmackhafteren Zustand zu versetzen, und wenn in der

einbrechenden Dämmerung die Mutter mit dem Strickstrumpf, den ihre zarten Finger mit so unglaublicher Geschwindigkeit zu fördern verstanden, sich zu uns setzte, ihr abzugewinnen, daß sie uns — mir und meinem vier Jahre jüngeren Bruder Alfred — Märchen und Geschichten erzählte; bis dann die Kerzen gebracht wurden und ich mein Amt als Vorleser antreten mußte. Darin, im Vorlesen, habe ich, glaube ich, etwas Erkleckliches geleistet; und zwar war es meist Walter Scott, der den Stoff dazu bot — und da ein einstimmiger Spruch des Familienraths dahin ging, daß von aller Unterhaltungslectüre des großen Schotten Romane weitaus das Beste seien, so wurde, wenn wir mit Walter Scott am Ende waren, mit Walter Scott von Neuem begonnen; es sei denn, daß gerade ein neues Buch von Washington Irving oder Cooper angekommen war und ihn ablöste. Walter Scott hat auf meine ganze Denkrichtung einen großen Einfluß bekommen. „Walter Scott," habe ich irgendwo gelesen, „ist ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter wie alle großen Künstler lieben das Gewordene, das Seiende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meißel still hält; sie lieben daher den

Zwang als den Erhalter des Bestehenden; darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und Widerstrebende; denn sie hassen den Kampf; darum hassen sie die Freiheit.“ Darin liegt manches Wahre und auch viel Unwahres — sie hassen den Kampf nicht, der doch eigentlich der einzige Inhalt ihrer Darstellungen ist; sie hassen sicherlich die Freiheit nicht, schon deshalb nicht, weil persönliches Unabhängigkeitsgefühl ihre Lebensluft ist, weil sie die geborenen Anwälte der Rechte der Individualität, der Entwickelung der freien Menschennatur sind. Aber sie hassen das Chaotische, das Verworrene; weil ihr Beruf im Organisiren besteht, ihre Natur auf den Aufbau angelegt, ihr Instinct das Maßhalten ist — und so liegt nahe, daß ihnen ein conservatives Wesen eigen ist, wie Walter Scott es vorzugsweise besitzt, dessen Gedankenwelt und Anschauung denn auch nicht verfehlen konnte, bestimmend auf mich zu wirken. Es ist immer ein gutes Stück Torysmus in mir übrig geblieben, — und mir ist nur diejenige Aristokratie verhaßt, ich befehde nur die, welche die Carricatur dessen, was sie sein sollte, ist — der echten, der Geistesaristokratie, ohne welche die Welt nicht weiter kommt.

Nebenbei habe ich entsetzlich viel Anderes gelesen und so ziemlich alles Lesbare im Hause, was meine Mutter nicht vor mir verschloß — mit dem nicht zu stillenden Hunger der Lesewuth; aber auch sehr früh, denk' ich, den Trieb eigener Darstellung empfunden. Ich muß ein noch sehr hilfloser kleiner Knirps gewesen sein, als meine Mutter ein Heftlein bei mir fand, worin ich die Geschichte der sieben Könige Roms auf meine Art und gewiß mit unverantwortlicher Nichtberücksichtigung der Forschungen Niebuhrs ausgearbeitet hatte; und nachdem ich so löblich begonnen, ward ein alter wurmzerfressener Foliant türkischer Historien mir zur Fundgrube für einige gewiß sehr erhebende Charakterbilder des großen Helden Iskanderbeg von Albanien und des mächtigen Piratenhauptes Haireddin-Barbarossa. Nach der Uebung in der ungebundenen Rede lag die in der gebundenen nahe: die erste wurde in einer für Poeten nicht ganz unpassenden Situation geleistet. Ich saß nämlich in einer unserer zahlreichen Mansardenkammern, die, mit den wurmstichigen Möbeln, wie sie einst den kurfürstlichen Piqueurs gedient, höchst dürftig ausgestattet, mein kleines Reich für mich bildete; ein ganz entsetzlicher Sturm umtobte das Haus, als ob er die Welt in Stücke schlagen

wolle; der eiskalte Windstrom drang durch alle Ritzen des alten Gebäudes; um ihm besser zu entgehen, stellte ich meinen Stuhl auf den Tisch, nahm zur Erwärmung die Bettdecke über die Kniee und arbeitete hier oben mein erstes Gedicht: „Der Sturm", aus — ich fürchte, daß es schon nach der alten Regel, wonach künstlerische Darstellung inmitten der Situation selbst nicht zu gerathen pflegt, nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügte. Dann folgten Balladen, Rittergeschichten à la Karl von Eichenhorst u. s. w. Doch habe ich mit diesen unnützen Bestrebungen gottlob nicht viel Zeit verloren — es gab ja so viel Anderes zu thun! Es mußte doch auch in den bildenden Künsten und im ganz gewöhnlichen Handwerk das dringend Nöthigste geleistet werden — ich hatte zu zeichnen, zu aquarelliren, Situationspläne der Gegend zu machen, vor Allem Baupläne zu entwerfen, denn ich war namentlich ein großer Architekt, die Baukunst dachte ich mir als meinen Lebensberuf. Ich hatte also Pläne, Durchschnitte, Aufrisse zu ganzen Domen zu machen, deren constructive Ausführbarkeit mir viel zu schaffen gab, namentlich was Kuppelbauten betraf; oder bei Palästen die Anlage der Schornsteine, die gar zu oft mitten durch die Empfangssalons des oberen Stockwerks

brechen wollten. Dieser architektonische Hang ist mir treu geblieben — auch darin, daß mir die bedauerliche Verworrenheit in der Anlage prachtvoller Villen, Schlösser und Häusern in unseren Romanen viel zu schaffen macht, deren bauliche Anordnung oft ganz unglaubliche Räthselhaftigkeiten bietet. Und dann waren in einem Flügel unseres Gebäudes eine Schreiner-, in einem andern eine Schmiedewerkstätte, worin mancherlei für das Schloßgebäude nöthige Reparaturarbeiten vorbereitet wurden; ich habe den gutmüthigen darin hantirenden Meistern mit meinem auf die Herstellung von allerlei Geräth und Vogelbauern, von großen und kleinen Nägeln und Werkzeugen gerichteten Schaffensdrange sicherlich viel gute Bretter und scharfe Hobel und Handsägen verdorben — an den alten Eisenstücken war wohl weniger verloren. Und daneben — aber vertiefen wir uns nicht in das Detail all der Dinge, auf die eines betriebsamen Knaben, der Alles machen und können möchte, Thätigkeitstrieb verfällt; ich will nur noch der Beschäftignng mit allerlei zahlreichem, gewöhnlichem und ungewöhnlichem lebenden Gethier erwähnen; und wenn ich diese Erinnerungen ganz allein für mich selber und nicht für ein hartes, vorurtheilsvolles und

solcher Empfindung unzugängliches Publikum niederschriebe, so würde ich hier ein schönes und rührendes Denkmal dem treuesten und besten Freunde meiner Knabenjahre setzen, dem schlauen und hartköpfigen grauen Esel, den mir mein Vater geschenkt hatte. Um seinetwillen habe ich bis heute nicht eine tiefe Sympathie verloren für alle seine Mitbrüder und Leidensgenossen, eine gerührte Theilnahme für diese an Intelligenz und Willensstärke das Pferd weit übertreffenden Thiere; ich folge ihnen heute noch stets mit den Augen, so viele von ihnen in treuer Erfüllung ihrer freudenlosen Lebensaufgabe — und, ach, so schlecht dafür belohnt — mit den feinen anmuthigen Füßen an mir vorüberschreiten, und es hat mich sehr gefreut, für solch eine Gefühlsweise, die der hartherzigen Welt sehr krankhaft erscheinen wird, ein Echo bei Rahel zu finden, das sie S. 480 ihrer Briefe ausspricht: „Von jeher," sagt Rahel, „hatte ich nur noch bei unseren ordinären Vögeln ein solch Vergnügen, als ich eins empfand, wenn ich einen Esel sah; aber den Esel liebt' ich mehr, er rührte mich. Vögel ergötzten mich nur — der aber emotionirte mich!"

Damit hat Rahel vollständig mein Herz gewonnen; doch möchte ich nicht ganz so weit in der Bewunderung

asinarischer Tugenden und Fähigkeiten gehen, wie es die Verherrlicher aller rührenden Einfalt und alles dessen, was in stiller Pflichttreue schlicht und anspruchlos ist, thun, die „Lakisten“. Woodsworth hat ein Gedicht: „Peter Bell“ geschrieben, worin die moralische Größe eines Esels in einem komischen Gegensatz zu der stupiden Eselei eines Knechtes steht, und Coleridge sagt zwar in seinen Versen, an einen melancholisch neben der angepflöckten Mutter dastehenden jungen Esel sehr gut:

Do thy prophetic fears anticipate,
Meek child of misery! thy future fate?
The starving meal, and all the thousand aches,
„Which patient merit of the unworthy takes“!

es bleibt aber darum nicht weniger bedenklich, wenn ihn das Gefühl der innerlichen Wahlverwandtschaft menschlicher und thierischer Natur zu dem weiteren Ausruf hinreißt:

Innocent fool! thou poor despised forlorn!
I hail thee brother — spite of the fool's scorn.

Spite of the fool's scorn — man sollte eigentlich, um diesen so wenig wie Coleridge bei solcher Gefühlswallung zu fürchten, seine Selbstbiographie in Versen schreiben, denn die Lyrik erröthet nicht. Wer mag in Prosa all den überschwänglichen Gefühlsinhalt der Jugend

und seine oft so kindischen Aeußerungen gestehen? Und doch gehört er zu dem Bilde unserer Entwickelung. Darum würde ich hier, unmittelbar nach dieser Digression von den Eseln zu dem Punkte angelangt, wo ich am passendsten von jener Eselei der schönen Knabenzeit, welcher keiner entgeht, eine rührende Stelle einflechte, am besten thun, nach dem elegischen Versmaß zu greifen, um meine erste Liebe zu schildern. Zum elegischen Versmaß, denn ich nahm die Sache sehr ernst. Ich sehe mich in einer Stunde der Dämmerung einsam draußen auf einem alten Baumstamm sitzen und bittere Thränen weinen; bis mein Bruder mich auffindet und ich mir bei seiner Frage: warum ich so herzbrechend weine, bewußt werde, daß ich das absolut selber nicht weiß. Ich war eben ganz seelenverloren verliebt in ein junges Kind, das seit einigen Wochen drunten im Dorfe aufgetaucht war und mit uns in eine dort arrangirte Tanzstunde ging; das kaum je eine Silbe sprach, das gar nicht hübsch war, aber — um das der Reiz der Fremde lag! Sie war eine kleine Holländerin und sah so merkwürdig fremdländisch aus mit den leuchtenden großen Goldplatten über dem blauen Geäder an ihren blonden Schläfen! —

III.

Mein Vater hatte häufig kleine Amtsreisen zu machen, und wenn der Gerichtsschreiber, der gute Dr. Buchholz, der mit seiner zahlreichen Familie einen der Schloßpavillons bewohnte, neben ihm Platz genommen, fand sich auf dem Rücksitz des Wagens neben den Acten immer noch Platz für mich. Der Weg führte dann über weite, oft in's Grenzenlose sich dehnende braune Haiden, durch die die Ruinen verwüsteter Wälder, die schmalen Streifen von Krüppelholzgebüschen zogen; oder an Bergen von jener besonderen Art vorüber, die, wenn sie oder besser der Wind gewollt, zu Mohamed oder jedem anderen Propheten hätten kommen können, da sie nichts als der helle, im Sturm in's Wandern gerathende Wehsand waren. Oder auf schmalen Fahrdeichen zwischen Gräben voll braunschwarzen Wassers durch weite Moorstrecken, über welche tolle Kibitze hin- und herrannten, zuweilen auch wohl eine von der See her in's Land geblasene Möve mit melancholischem Schrei sich tummelte; und dann wieder über weite, Gänse-nährende Grasanger, über welche die Wege liefen wie hingeworfen für die Wanderungen einer ziellos schweifenden Phantasie, sich kreuzend und bald links, bald rechts hin

aus einander fahrend; wie angelegt für „gute Menschen in dunklem Drange“. Aber auch die schlechten, ohne die Offenbarungen dunklen Dranges bleibenden Menschenkinder konnten immerhin weiter ziehen auf diesen systemlos über die Haide geworfenen Pfaden, da sie sicher sein durften, stets an ein Ziel derselben Art zu gelangen — ein aus räucherigen, strohgedeckten Häusern und Hütten bestehendes Dorf, bewohnt von einem friedlichen stillen Geschlecht, ursprünglich friesischen Bluts; von einem Menschenstamm, den für sein Jahrtausend langes Ringen mit einer trübseligen Natur und einem unfruchtbaren Boden die Geschichte dadurch zu entschädigen gewußt, daß sie ihm so fern geblieben war wie ihr nur irgend möglich. Kann man ja bei den Völkern wie den einzelnen Menschen sagen: wohl dem, der keine Geschichte hat. In der That, ich glaube nicht, daß in diesem doch ansehnlichen Landstrich, so weit, bis in's Land der alten freien Friesenhäuptlinge hinein, diese Moore und Haiden sich dehnten, jemals etwas Erhebliches geschehen war. So viel ich darnach ausgeschaut habe — es gab eine Zeit, wo ich mein bestes Herzblut hergegeben für die geringste Spur von mittelalterlicher Romantik, für die winzigste kleine Burgruine, für

einen altersgrauen Wartthurm mit einem ausgebrochenen Zinnenkranz nur — es ist mir nicht gelungen, auch nur das Geringste davon zu entdecken; oder nur die Spur irgend eines Geschehnisses, in welches sich ein Element des Romantischen und Abenteuerlichen gemischt hätte. Vielleicht — ich weiß es nicht und gelehrtere Männer als ich eben so wenig — hatten diese „Sögelter Friesen“ einst wacker Theil genommen an den heroischen Kämpfen, womit Wittekind sich der Franken und ihres schrecklichen, für die nationale Entwickelung seiner Sachsen so verhängnißvollen römischen Kirchenthums zu erwehren gesucht; seitdem aber hatten sie jedenfalls den Ehrgeiz fahren lassen, in die Räder der Weltgeschichte weiter einzugreifen, vielleicht durch das klägliche Ende des einzigen Stammeshelden abgeschreckt. Seitdem waren sie geduldige glebae adscripti; nur von einer einzigen Veränderung, die in ihren Zuständen eingetreten, gaben die alten Hünendenkmale und die zahlreichen heidnischen Grabhügel, in welchen man Aschenurnen fand, ein Zeugniß. Sie mußten danach einst zu Wuotan und Donar um gutes Wetter und Gedeihen ihrer Roggensaat gefleht haben, wie sie jetzt zu unzähligen Heiligen darum in ihren Kirchen flehten; der

Inhalt ihrer Religion oder Methode, den Schutz und die Gaben der Himmlischen zu erflehen, war aber wohl so ziemlich derselbe geblieben. Nur eine üble Gewohnheit hatten sie im Laufe der Zeit angenommen, die, wäre Wittekind oben geblieben, uns auch erspart geblieben wäre; aber in das fränkisch-kirchliche Weltsystem mit hineingerissen, bauten sie jetzt mit besonderer Vorliebe die Frucht, welche dieses im Mittelalter sich ans seinen wüsten Sarazenenkämpfen mit heimgebracht. Das machte sich uns einmal im Laufe jedes Jahres ganz entsetzlich fühlbar, weil es beinahe den freien Odem nahm, in den schönsten Lenzabend Kälte und rauhes Wehen brachte und fast die Sonne am Himmelszelt auslöschte. Sie streuten nämlich die Saat ihres „Sarazenenkorns“ in die noch warme Asche von vorher in langsames qualmendes übelriechendes Glimmen und Schwehlen gesetzten Schollen auf den Mooräckern. Rundum am Horizont erhoben sich dann gegen Mittag die blaugrauen Dunstwolken, stiegen und quollen an und am Spätnachmittag schlugen sie endlich von allen Seiten uns über dem Kopf zusammen.

Zuweilen dehnten sich die kleinen Reisen über die Grenzen des „Hümlings“, so hieß das Land, in dessen

Bereich mein Vater die ethischen Ideen des Staatslebens mit mehr heiligem Eifer und auch Witz, fürcht' ich, als heiliger Scheu vor den „von oben“ herab gelangenden Fetwas repräsentirte, zuweilen dehnten sich diese Reisen über die Amtsgrenzen aus und waren dann Familienbesuchstouren, die meist hinab in das uns westlich liegende Emsthal führten. Einer dieser Ausflüge ist mir lebhaft in der Erinnerung geblieben. Es wurde dazu in der frühesten Frühe eines herrlichen Sommertages aufgebrochen; nach mehrstündiger Fahrt wurde ein Gut erreicht, welches einer friesischen Familie von Santen gehörte — und hier stellte sich meinem entzückten Auge das erste Stück Mittelalter, das ich erblickt, dar — ein alter von der einstigen festen Stiftsburg Landegge übrig gebliebener Thurm; ein romantisches Gefühl ganz anderer Art, als diese grauen Trümmer erweckten, nahm jedoch meine Schwärmerei gefangen, als, während bei der befreundeten Familie das Frühstück eingenommen wurde, die Thür des Speisezimmers sich öffnete und ein junges Mädchen, wohl noch dem Kindesalter kaum entwachsen, in einem Rollstuhl hereingeschoben wurde — bleich, an irgend einem Uebel, dem sie früh erlegen ist, leidend, aber wie mir schien, engelhaft

schön und eine so rührende Duldererscheinung, daß ich sehr lange den Eindruck davon nicht wieder los wurde. Ich war zu scheu und blöde, nur ein Wort mit ihr zu wechseln. Aber ich wäre sehr gern in ihrer Nähe geblieben, auf alle weiteren Emotionen dieser Reise verzichtend, deren Ziel das Haus Campe war, ein in dem schon reicher bebauten Emsthal und nahe am Strom liegender Edelhof der den ältesten Landesfamilien angehörenden Freiherrn von Dincklage. Vielleicht war es der in Landegge erhaltene Eindruck, der mich hinderte, ein noch jetzt lebendiges Bild davon in mich aufzunehmen, wie der Tag in Campe verfloß. Ich sehe nur eine vor dem Hause in Gartenanlagen stehende urgewaltige Linde vor mir, unter der die Gesellschaft sitzt, gereiht um den Clanhäuptling, einen schon sehr bejahrten, patriarchenhaft aussehenden Herrn mit schlohweißem Haar und einem großen silberbeschlagenen Meerschaumkopf; während die übrigen Herren aus den landesüblichen holländischen irdenen Pfeifen rauchen; denn bis zur Einführung der Cigarren ist die Cultur noch nicht fortgeschritten. Ich ahnte damals nicht, daß nach wenig Jahren unter den Aesten dieses Baumriesen eine kleine Enkelin dieses Patriarchen spielen sollte, die einst

neben anderen Beweisen herzlicher Freundschaft mir auch einen sich speciell auf diese Blätter meiner Autobiographie beziehenden Dienst leisten würde. Denn was diese angeht, so hat mich Emmy von Dincklage völlig der Mühe überhoben, mich in ausführlicheren Schilderungen von Land und Leuten meiner Heimath zu ergehen. Sie hat in ihren Schriften sie mit dem liebenswürdigsten Humor, voll Originalität und mit einer ganz eigenthümlichen Gabe der Beobachtung treu und charakteristisch darzustellen gewußt.

Eines Besuches erinnere ich mich auch bei einem Herrn von Cloodt, einem verwachsenen kleinen Manne, der auf einem verfallenen Burgmannshof in einer benachbarten kleinen Stadt saß; ich erwähne seiner, weil mein Vater ihm nachsagte, daß er von dem Hauptmann Clodius abzustammen behaupte, der die bei der Kreuzigung des Heilandes dienstthuende, aus Westfalen rekrutirte Truppe commandirt habe.

Häufiger wurden solche Reisen, und dann auf mehrere Tage, nach einem Ziele unternommen, das in nordwestlicher Richtung ein wenig weiter entfernt lag. Der Weg führte dann durch das Wippinger Moor, doppelt berühmt,

zuerst durch die auffallend hübsche junge Herrin des Haupthofes in dieser Niederung, die mit ihrer vielumworbenen Hand die vollendetsten Eierkuchen, welche je aus einer Pfanne hervorgingen, buck; und dann wegen weniger jungfräulicher und anmuthiger Gestalten, welche, wie die Volkssage wollte, Nachts die öden Moorbreiten belebten. Und zu dem Manne, der diese „Hexen im Wippinger Moor" und ihre Walpurgisnachtscherze darin (Walpurgis hieß ominöser Weise auch die hübsche „jungfräuliche Königin" auf dem Oberhofe) besungen, ging eben die Reise, zu dem Dichter der Verse:

Wenn das Käuzlein in der Urnacht
Mit dem Leichhuhn ein Duett heult,
Und der Roßfuß seine Cour macht
An die Nachtmähr und ihr Bett theilt:
Dann erhebt sich die Hexe vom schnarchenden Mann
Auf dem Besen in sausende Lüfte
Und reitet der grausige Jäger voran
Ueber Trümmer und modernde Grüfte,
Umflimmert vom Schein des verirrenden Lichts
Und umhuscht von Gestalten des Vorgesichts.

Es ist dies die Anfangsstrophe eines Nachtgemäldes, das auch Heinrich Heine einst durch seine metrischen Kunstgriffe imponirte (siehe H. Heines Werke, Bd. XIII.,

S. 194), und Gottfried Bueren hieß der originelle Mann, der sich in solcher Poesie erging. Er war Richter in einem nicht weniger originellen und eigenartigen Ort, der mir jedesmal einen traum- und märchenhaften Eindruck machte, wenn wir in der Dämmerung ihn erreichten und zwischen den kleinen holländischen blanken Giebelhäusern an der einen Seite und dem stundenlangen Canal an der anderen hinfuhren — dem langen Canal, aus dessen aufsteigenden Abendnebeln wie wunderliche Phantasieausgeburten die hohen Seeschiffe ihre Masten, Raaen und Spieren aufstreckten, während dazwischen hohe galgenhafte Zugbrücken in fernen Perspectiven ragten. Richter Bueren war der gastlichste Mann der Welt. Auch er stand mit seinen geistigen Bedürfnissen wie meine Eltern vereinsamt, und so war ihm der Empfang der Gäste stets ein Fest. Waren doch seine geistigen Bedürfnisse eben wie Alles in dem unruhigen, stets Explosionen drohenden kleinen Manne mit dem rothen Gesicht und der wohlgenährten Gestalt von der lebhaftesten Art; er erzählte, plauderte, folgte hundert Einfällen, die ihm durch den Kopf schossen, lachte mit dem herzlichen gründlichen Lachen eines Kindes und zankte mit dem Jähzorn eines Berserkers. Mit innerlicher Poeten-

freude trug er seine Gedichte vor, Proben eines bedeutenden Talents, das jedoch an der Philologie, die frühe schon bei ihm seinem juristischen Brotstudium den Rang abgelaufen, krankte. Er war, wie überhaupt über Vieles sich nie über den Unterschied eines Dichters von einem Verskünstler nach der Ordnung der Humanisten klar geworden, so daß die meisten seiner Hervorbringungen kunstreiche metrische Leistungen blieben. Aber voll anregenden Wissens steckte der originelle Mann, und voll Anregungen für mich sein mit Sprossen gesegnetes Haus, unter denen ich Spielkameraden fand; und nicht minder sein Amtsort mit seinen Schiffen und Schiffswerften, seinen Matrosen und Capitänen, diesen wetterbraunen derben Männern in dunkelblauer Friesjacke, die von Sumatra und Batavia, von Valparaiso und Montevideo sprachen, als ob es kleine Ausflüge in die Nachbarschaft seien. Und dann all die seltsamen und wunderbaren Dinge, die sie von den fernsten Meeresküsten mit heimgebracht und die nun ihre und ihrer Rheder Häuser schmückten; diese Meerwunder und Indianerwaffen und chinesische Pagoden und fremden Thierarten — eine ganze große Wunderwelt stieg da in die Ferne verlockend vor der Phantasie auf!

In die Ferne verlockend! Auf einem farblosen und einförmigen Heimathboden aufwachsend, fand ich nichts Gegenwärtiges, nichts unmittelbar die Phantasie Fesselndes und ihr bestimmte Beschäftigungen mit nahe tretenden Schöpfungen der Geschichte oder Werken der Kunst oder Bildungen der Natur Entgegentragendes, was einem jungen Geiste seine Richtung angewiesen hätte. Ich mußte alles das, was ein junges Gemüth dunkel als Inhalt der Welt empfindet, jenseits der Grenzen meiner Existenz in der weiten Ferne, in der Ferne des Raums oder der Zeiten suchen. Und so habe ich mir denn leider, fürcht' ich, schon von daher das Suchen in der Ferne angewöhnt, das Hinweg- und Hinausschauen auch über das Befriedigende und das Gute, welches das Nächstliegende, der Augenblick, die Gegenwart bieten; ein höchst unphilosophisches stets in die Zukunft Hineinleben und -Streben, ein Sehnen nach Wünschen, die ebenso unbestimmt wie ihre Erfüllung unwahrscheinlich sind. Auch vielleicht das für Concentration und Gründlichkeit verhängnißvolle Interesse für einen zu weiten Kreis des geistigen Lebens nach allen Richtungen hin. Qui trop embrasse, mal étreint. — Was aber jenes unverwandte Hängen des inneren Auges an erwar-

teten Gewährungen der Zukunft betrifft, so habe ich mir freilich von guten Freunden sagen lassen, daß es ihnen nicht viel anders ergangen und daß ihrer Lebensromantik von allem Classicismus im Grunde nichts fremder geblieben als das Horazische Carpe diem!

Einiger wunderlicher Gestalten, als Träger des Originellen, welches, wie man so oft versichert hört, daß man versucht wird, daran zu zweifeln, unserer Zeit abhanden kommt — muß ich, ehe ich dies Capitel schließe, noch erwähnen. Da sind die zwei Bewohner des Capuzinerklosters, das der Schloßcapelle zu Clemenswerth angebaut war — eines richtigen düsteren melancholisch aussehenden Klosters mit einem großen Refectorium darin, in dem zwei lange gebohnte Schragentische aus Eichenholz die ganze Länge des Raumes einnahmen und hohe weinumrankte Gitterfenster auch bei Tage nur ein gebrochenes Licht einließen. Wenn ein winterlicher Abend meinem Vater gar zu endlos und beschäftigungslos vorkam, nahm er wohl ein oder anderes Mal mich an die Hand und wanderte unter den dürren Wipfeln durch das Laub, das unsere Füße aufrascheln ließen, die Allee zum Kloster hinauf. In dem von einer kleinen Oellampe erleuchteten Gange

trat uns dann Frater Seraphinus, der dicke kleine Laienbruder mit der großen Horndose, der in seiner Einsamkeit immer bereit war, vor lachendem Vergnügen über die geringste Scherzhaftigkeit, die man an ihn wandte, aus der Haut zu fahren, entgegen und öffnete die Thür zum Refectorium. In diesem, ganz zu oberst am Tisch und still sinnenden Gemüths, saß Pater Evers ohne weitere Gesellschaft als die mannshohen Bilder von verschiedenen Päpsten und Ordensprälaten, die von den mit Estrich bekleideten Wänden auf ihn niederblickten; vielleicht auch sah sein inneres Auge als geistige Genossen die schattenhaften Gestalten der jetzt im Jenseits aufgehobenen Brüder des aufgehobenen Ordens, die einst in langer Reihe rechts und links an den Tischen gesessen; vielleicht sah er sie, wie sie aus den schweren Thonkrügen ihr selbstgebrautes schlechtes Bier tranken, mit den langen braunen und weißen Bärten dazu nickten und mit den kahl geschorenen Schädeln wackelten. Angenehm konnte die Gesellschaft nach meinem Gefühle nicht sein. Ich hatte mich als Kind eines Abends in tiefer Dämmerung noch unter den Bäumen vor der Klosterpforte umhergetrieben, als plötzlich eine ganz schreckliche Gestalt in langer brauner Kutte, mit dem weißen Knoten=

strick umgürtet, daraus hervorgetreten war, daß ich mit einem grenzenlosen Schrecken davon und athemlos nach Hause gestürzt war. Hier wurde mir denn freilich erklärt, daß ich ganz einfach einen Capuziner, einen Mönch, wie sie früher zahlreich auf Weg und Steg zu finden gewesen — daß ich ganz einfach den harmlosen Bruder Seraphinus gesehen, der alljährlich in der Fastenzeit die ihm seit der Klosteraufhebung vorgeschriebene bürgerliche Tracht abwerfe und in das alte geliebte Ordensgewand des heiligen Franziscus zurückschlüpfe.

Ich aber muß ausgesehen haben wie die verleiblichte Schauerballade vom spukenden Mönch: Beware of the Monk, beware of the Monk!

Pater Evers, der gute, mochte aber in seiner Einsamkeit im Geiste erblickt haben, was er wollte, er sah jedenfalls beim Eintreten meines Vaters einen scharfen Josephenisten vor sich und mußte nun auf eine lebhafte Debatte gerüstet sein, die denn auch bei einer Flasche französischen Weißweins regelmäßig bald begann. Sie muß, denk' ich mir jetzt, etwas von dem berühmten Wettlaufe zwischen dem Hasen und dem Igel gehabt haben. Denn Pater Evers war ein sehr schweigsamer Mann, dem sich das Wort nur

schwer auf der Lippe und der Gedanke langsam in den geheimnißvollen Hintergründen des Schädels, wo die productiven Geisteskräfte walten, bildete. Desto beredter war mein Vater, und ich bin überzeugt, wenn er wie der Hase ein ganzes langes Kleefeld voll Argumente, Folgerungen und Citate abgelaufen, fand er den guten alten Pater am Ende desselben jedesmal wie den festsitzenden Igel wieder, gerade da, wo er ihn verlassen! — Ich konnte mir indessen die Zeit vertreiben, wie ich wollte, indem ich dem Spiel der Flammen in dem runden Eisenthurm von Ofen zusah, die von einer Talgkerze höchst dürftig beleuchteten Physiognomien von Papst Pius VII. oder Benedict XIV. studirte oder dem Windesrauschen lauschte, das draußen durch die Wipfel der Fichten zog und nur in Pausen das Ticktack der Uhr hörbar werden ließ, wie es durch die verödeten Gänge des Klosters schallte. Was die beiden Männer hier in einem nordischen Waldkloster von Dingen sprachen, die im fernsten Süden der Menschengeist in seinem nie versiegenden Hang ausgeboren, das Uebersinnlichste durch möglichst wunderliche Vorstellungen sich nahe zu bringen und seiner habhaft zu werden — das verstand ich ja nicht; aber ich habe an diese Abende gedacht, als ich vor einigen

Jahren an der Pforte eines Klosters bei Frascati stand und darüber die Worte las:

Entra o fidel' in quest asil di pace
Ove di dio si parla e poi si tace.

Dann steht mir noch das Bild eines wunderlichen gnomenhaften Männleins vor Augen, das ich eines Tages zu meiner Ueberraschung in den großen kirchenähnlichen Hallen, welche einst als Hofküchen gedient hatten, und deren sonst immer verschlossene Thüren sich jetzt geöffnet zeigten, erblickte. Auf den aufgemauerten Herden glühten auf's Neue die Kohlenfeuer und darauf lagen große mit Fichtenzapfen bedeckte Blechplatten. Der schwarze verhunzelte Gnom trieb eine bisher in der Gegend unbekannte Industrie; er brachte durch die Hitze die Schuppen der Zapfen zum Aufspringen und gewann ihnen dann ihre Samenkörner ab; er saß dabei viele Tage und Nächte hindurch unausgesetzt, aber für die Langeweile der stillen Tage schien ihn die merkwürdige Kurzweil, welche ihm die Nächte brachten, zu entschädigen. Denn nach den Erzählungen, die ich, auf einer Ecke des Herdes sitzend, von ihm zu hören bekam — er gab diese Erzählungen in einer eigenthümlich skizzenhaften, sich auf mysteriöse Andeutungen beschränken-

den Weise, die den Eindruck derselben um ein ganz Bedeutendes erhöhten — mußten die Nächte, die er allein wachend in den alten Küchenhallen zubrachte, voll der wunderbarsten Erscheinungen und Gestalten sein, die man sich nur vorstellen kann. Oft kamen sie zu ihm in die düstere, vom Feuer durchschienene Halle hinein; meist aber begnügten sie sich, an der der Hitze wegen weit geöffnet bleibenden Thür vorüberzuziehen. Den tiefsten und schauerlichsten Eindruck machte mir von Allen ein unglückliches verfolgtes Weib mit lang nachflatternden Haaren, die von Zeit zu Zeit an seiner offenen Thür vorbeistürzte, einem lauten Anrufe zu, der ihr aus dem Walde entgegenscholl; gleich darauf kam ein Reiter auf einem schwarzen wildschnaubenden Roß ihr nachgesprengt; sie verschwand im Walddunkel, der Reiter ebenfalls, dann aber vernahm man ein herzbrechendes Hilfsgeschrei, und dann war Alles wieder ruhig, todtenstill! — Derartiger Geschichten steckte das verhunzelte Tannenzapfenmännchen voll — er mußte eine wahre Callot-Hoffmann-Phantasie in seinem einsamen Berufe ausgebildet haben; die lebhafte Erinnerung an ihn hat mich veranlaßt, seine Gestalt in meinem Roman „Verschlungene Wege" zu zeichnen.

Man sieht, an den Elementen, welche das Organ des Wunderbaren in uns ausbilden können, litt ich als Knabe nicht Mangel. Schon die Natur bot sie hinlänglich dar — der stille Wald, die Haide mit ihren Hünengräbern, die unermeßliche, in abendliche feuchte Dämmerung und winterliche Nebelschleier verlaufende Fläche, über die wie aus weltverlorener Ferne zuweilen ein nächtlicher Ruf, ein räthselhafter Ton aus Menschenbrust schallte, den ich mir zusammenschauernd als den Hilferuf eines im fernen Moor Verirrten, als ein „Hoho, verdwolen!“ eines unglücklichen Verlorenen deutete. Und dann die Menschen, die unter dem Einfluß dieser Natur in Aberglauben völlig schwelgten; die nicht endende Geschichten von unserem berühmten Spukseher im Dorfe zu erzählen wußten. Hatten doch selbst die Hunde in dem Dorfe, das uns zunächst lag, ihren „Spoikenkieker“ unter sich, einen schwarzbraunen Schäferhund, der regelmäßig auf einem Eckstein neben der Scheuer des Gehöfts saß und heulte, wenn am anderen Tage eine Leiche aus dem Kirchspiel vorüberkommen sollte. In jedem richtigen Kindesgemüth wird sich Aberglauben ansetzen. Das Kind verlangt Antworten, und da die stumme Natur sie ihm nicht giebt, giebt es sie sich selbst.

Liegt doch das ewige Räthsel in dieser Stummheit der Natur, die uns doch wieder mit einem so merkwürdigen beständigen Drange, uns etwas sagen zu wollen, gesellt scheint. Der Hund schaut uns an und will uns etwas sagen und kann es nicht, der Sturm rauscht auf uns ein in Hast und Wuth, die Sterne blitzen uns entgegen in furchtbarer Aufregung, unaufhörlich mit den Strahlen zuckend und blinkend; und das Alles ringt wie nach dem Wort und findet es nicht und will aus sich heraus und kann es nicht. Wie aber sollte das Kind dieser stummen Schöpfung nicht eine Sprache unterlegen und sich wunderbare phantastische Dinge von ihm sagen lassen, das Kind, das noch unduldsam ist und sich empört gegen Räthsel und nicht die später sich einfindende Weisheit hat, Räthsel auf sich beruhen lassen zu können! —

IV.

Ein Hauptgegenstand des Aberglaubens in jener Zeit war die stigmatisirte Nonne von Dülmen. In diesem Städtchen war der Vater meiner Mutter nach der Occupation des Landes durch Preußen Vorstand des, wie damals diese Behörden hießen, Land- und Stadtgerichts geworden.

Meine Mutter nun besuchte von Zeit zu Zeit die Eltern und die noch im Vaterhause lebenden Geschwister dort; und im Jahre 1818 ist mein nach mir kommender Bruder daselbst geboren. Sie hatte mich auf dieser Reise mitgenommen, mein Vater kam dann, die vermehrte Familie abzuholen, und ich erinnere mich, daß eines Vormittags in diesen Tagen, etwa im August 1818, meine Eltern mich mitnahmen zu einem Besuche bei der Wundernonne. In einem dunklen engen Gebäude von geistlicher Natur — einem „Agnetenberg" genannten Klösterchen denk' ich — und in einer dürftigen Kammer lag ein wachsbleiches Frauenbild, dessen Anblick Mitleid einflößen mußte, im Bett. Sie zeigte meinen Eltern die Male an ihren verbundenen Händen und gab in bescheidener sanfter Weise Auskunft über ihre Zustände. Ich war natürlich zu jung, um das Bedürfniß zu empfinden, mir auf die Angelegenheit einen Vers zu machen. Aber ich kann mir jetzt lebhaft die Debatte meines Vaters und meines Großvaters darüber vorstellen. Der Letztere war ein gläubiger Katholik, und wie mein Vater den Horaz citirte, so hatte er allerlei herzstärkende Leibsprüche aus schönen alten Kirchenliedern und lateinischen Hymnen, die er oft vor sich hinsummte,

z. B. das schöne: „Sic mundus militat sub vana gloria.“ In Theologie arbeiteten aber Beide, und wenn sie, wie ich später oft erlebte, zusammen waren, begannen auch bald die Disputationen darüber; mein Vater ließ, in seinen Ketzereien sich mildernd, nur so gemäßigte Autoritäten als den Abt Bernhard von Clairvaux oder Febronius zu Felde ziehen, und der Großvater antwortete mit seinen Lieblingsautoren de Maistre und Chateaubriand; so bestritt er wohl meines Vaters Aufstellungen, daß, wenn Christus hätte eine Kirche stiften wollen, seine Vorstellung davon gewiß mehr Aehnlichkeit mit dem protestantischen als dem katholischen Wesen gehabt hätte; und daß Deutschland die Reform, seine höchste und glorreichste nationale That, auch hätte völlig durchführen müssen. Aber so weit ging seine Gläubigkeit nicht, um an ein Wunder bei der stigmatisirten Nonne zu glauben; er hat, obwohl ihm Clemens Brentano mit seiner Schwärmerei für dieselbe genug zugesetzt, immer den Kopf dabei geschüttelt und wohl auch achselzuckend sein: „Sic mundus miliat sub vana gloria“ dabei gesummt.

Ich bin damals, als Clemens Brentano sich der Nonne wegen im Städtchen aufhielt und im Haus der

Großeltern verkehrte, in dies letztere nicht gekommen, habe aber später Schilderungen von seinem Wesen vernommen, die in vollständigster Harmonie mit dem Bilde standen, das von ihm Rudolf Köpke in seinem Leben Ludwig Tiecks giebt (Bd. I., S. 353). Vollständig, so wie er hier geschildert ist, gaben ihn die Erzählnngen jüngerer Schwestern meiner Mutter wieder: sie waren von seinem Geist bezaubert worden und ergötzt von seinen unglaublichen Geschichten; sie hatten sich oft genug von seinen ganz schonungslosen Selbstanklagen, die er wohl gar schluchzend vorgebracht, zu Thränen rühren lassen; und am Ende waren sie inne geworden, daß er kein Mensch sei, den man au serieux nehmen dürfe: der Glaube an seine Nonne hatte sich durch ihn am wenigsten bei ihnen befestigen können. Jedenfalls hatte die arme Stigmatisirte einen gefährlichen Apostel gefunden an dem Manne, dessen Hauptruhm immer die Einführung einer vollständig erfundenen und nur seiner Phantasie gehörenden Gestalt in dem deutschen Sagenschatz sein wird, der später so viel besungenen Loreley.

Einen tieferen Eindruck als die Nonne von Dülmen machte mir eine große, schweigsame, zuweilen stumm die

Gassen der kleinen Stadt durschreitende Frau mit einer weißgelben Katze auf dem Arm. Ihr Bruder oder ihr Sohn — ich entsinne mich dessen nicht mehr — war in der Zeit der Franzosenherrschaft wegen irgend eines Verbrechens verurtheilt und guillotinirt worden. Sie hatte der schrecklichen Scene beigewohnt, hatte, als das Beil gefallen, unter dem Gerüst weg eine Katze davonspringen sehen, und in Wahnsinn verfallen, hegte sie nun diese Katze mit der Ueberzeugung, daß — in buddhistischer Metempsychose — die Seele ihres Bruders darin fortlebe. So wenigstens hat man mir damals die Erscheinung der stummen Bettlerin mit der Katze erklärt.

V.

Zuweilen trat in meiner ersten Knabenzeit ein gründlicher Decorationswechsel dadurch ein, daß ich zu dem väterlichen Großvater und Pathen nach Münster gebracht wurde. Da war nun Alles anders, aber auch gründlich anders — bis auf den Namen, mit dem man mich rief, und der hier Bernhard nach dem des Pathen lautete. Da war ein großes Zimmer, in dem alle Wände mit schönen alten Gemälden bedeckt waren, und hinten ein geräumiger

mit einer Fensterthür auf ein Gärtlein sich öffnender Saal, in welchem der Großvater seine Tage zubrachte. War das ein wunderlicher, schweigsamer, Respect einflößender Mann! Und welch ein Gegensatz zu meinem Vater in all seinem Wesen! Während dieser sich nie hat entschließen können, sich in irgend etwas, was wie ein Zwang aussah, wozu er z. B. ein Halstuch rechnete, zu finden, war der Großvater ceremoniös und feierlich, recherchirt in seinem Anzuge, ich würde sagen: wie ein französischer Marquis, wenn ich behaupten könnte, daß ich einen alten französischen Marquis jemals leibhaft zu Gesicht bekommen; beim Diner erschien er nicht anders als in gepuderter Perrücke und im feinen Frack mit großen besponnenen Knöpfen, Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen, wozu am Sonntag auch noch der Galanteriedegen kam. Ich glaube, die übrige Welt hatte diese Tracht damals längst abgelegt. — Und dann seine Eigenheiten! Was Alles hatte man nicht in seiner Gegenwart zu vermeiden, was Alles nicht unberührt zu lassen! Er war seines Zeichens wie seit Langem alle seine Voreltern Jurist und lebte jetzt in vollständiger Abgeschiedenheit; er verließ nie das Haus; selbst die Kirche besuchte er nicht, nur bei

sehr schönem Wetter seinen Garten vor dem Thore, und zuweilen wagte er mit den Seinen einen Ausflug in einem dicht verschlossenen Wagen. Der letzte seiner näheren Freunde war seit Jahren gestorben — er hatte ihn nichtsdestoweniger noch mehrere Male zu Tisch einladen lassen, da er seinen Tod nicht ahnte, weil man ihm solche Botschaften nicht bringen, überhaupt das Wort Tod in seiner Gegenwart nicht aussprechen durfte. — Seitdem lebte er völlig isolirt, in etwas wie einer „vaticanischen Gefangenschaft“, den Tag hinbringend in dem großen Gartenzimmer, in Gesellschaft der dunklen Ahnenbilder von geharnischten Männern und gepuderten Frauen, die an den Wänden hingen, und auf die das Licht durch Fensterflächen mit noch in Blei gefaßten Scheiben fiel; beschäftigt mit der Lectüre meist französischer Bücher, der Geschichtswerke von Rollin, Bossuet, Raynal, die ich mit zahlreichen Rothstiftbemerkungen am Rand in seinem Nachlasse fand; oder auf- und abgehend und das Brevier betend, was er aus irgend einem mysteriösen Grunde als eine Tagespflicht betrachtete; oder im anstoßenden Gärtchen seine Nelken pflegend und einen erbitterten Krieg mit ihren Erbfeinden, den Ohrwürmern, führend. Der zartgebaute Mann mit den

aristokratischen, feinen Gesichtszügen und den schönen braunen Augen war, glaube ich, nicht geschaffen für den Kampf um's Dasein, und der Lauf und der Lärm der Welt draußen hatte ihn einfach eingeschüchtert; vielleicht war es die französische Revolution, die's ihm angethan hatte; und dann Napoleon, den er haßte, schon aus dem einfachen Grunde, weil er seine nach dem Reichsdeputationshauptreceß ihm zukommende und international garantirte Pension nicht auszahlen lassen und ihn dadurch in schwere Bedrängnisse aller Art gebracht; und endlich die Kosaken, von denen sich einst ein Schwarm bei ihm einquartiert und ihn durch Wutki-Geruch und die auffallende Formlosigkeit ihres Benehmens tief gekränkt hatte.

Nervös angelegte Naturen werden expansiv erst in den Abendstunden. Das war auch bei meinem Großvater der Fall. Oben an dem langen Tisch in seinem Zimmer sitzend, die Flasche alten Rheinweins, die sein abendliches Deputat war, vor sich, und erwärmt von deren Einfluß de la dive bouteille, wie Rabelais sagt — empfing er nach dem Abendessen seine Hausgenossen: drei Töchter, mittelalterliche Jungfrauen und auch ziemlich wunderlich angelegte Gemüther, eine Enkelin, das Kind einer ver-

storbenen Tochter, und mich. Die Unterhaltung brachte ihn dann bald ins Erzählen, in dem zu seiner Zeit noch allgemein landesüblichen Plattdeutsch; nur mit mir — debetur pueris reverentia — sprach er Hochdeutsch, wie ich es im Elternhause gewohnt war. Er schilderte dann mit Vorliebe, was er in seiner Studienzeit, die er in Wien zugebracht, erlebt; oder er sprach von seinem Vater, der auch schon ein wunderliches Einsiedlerleben geführt zu haben schien und, während ein ungetreuer Verwalter ihm gründlich sein Vermögen ruinirte, seine Zeit mit der Abfassung von Büchern und Versen in französischer Sprache — ein guter Deutscher aus der Zeit Friedrichs des Großen that es ja nicht anders — ausgefüllt hatte (Strodtmanns „Gelehrtes Europa", Theil V, berichtet von ihm; so auch K. Gödekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung"). Oder von seinem Oheim, dem Kanzler des Hochstiftes, erzählte er, welche Gunst dieser in Wien bei der unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia genossen, und mit welch großmächtigem Train er zur heiligen Stadt Köln gezogen, so oft er dort, zusammen mit dem kurbrandenburgisch-clevešchen Gesandten, den Ständen des niederrheinisch-westfälischen Kreises zu präsidiren gehabt. Oder

von den Staatsactionen unseres ehemaligen souveränen Reichslandes, seiner Größe und all seinen jetzt, nachdem es an Preußen gefallen, untergegangenen Herrlichkeiten. Ich lauschte immer gespannt auf alle diese Dinge; die mittelalterigen Jungfrauen gähnten sehr viel dabei, denn sie hatten es oft, sehr oft bereits angehört; aber sie saßen still und lautlos da, mit dem tiefen Respect, den man in der guten alten Zeit der Jugend vor den Erzeugern beibrachte. Und doch hätte die eine, die älteste von ihnen, wenn sie gewollt, auch zu erzählen gehabt von mancherlei wunderlichem Wesen und Treiben an einem geistlichen Fürstenhofe der vergangenen Zeit. Sie war nämlich als Kind bei ihrem mütterlichen Oheim, einem Hofrath und Leibarzt des letzten Fürsten von Hildesheim und Paderborn, eines geborenen Freiherrn von Fürstenberg zu Hildesheim, gewesen, und dieser würdige und leutselige fürstliche Herr hatte für das junge Mädchen eine absonderliche Passion gefaßt, so daß sie täglich stundenlang in seinen Zimmern hatte zubringen müssen, wo er sich auch durch ihre wildesten Spiele nicht in der Arbeit und Ausübung seiner — wohl auch nicht just aufreibenden — Regentenpflichten hatte stören lassen. Leider hatte sie später einen

Ausfluß dieser Regententhätigkeit, der speciell sie betraf, auch zu sehr als Spiel genommen und das Decret, das ihr eine lebenslängliche Rente ausgesetzt — verloren.

Eine andere der Tanten war in ihrer Jugendblüthe Gegenstand einer Leidenschaft des Dichters Franz von Sonnenberg gewesen, dessen Vater, Friedrich von Sonnenberg, als Hauptmann im fürstlichen Militär zu Münster stand. Vielleicht kannte sie das schreckliche Ende dieses früh untergegangenen großen Talents, wie es Karoline Schelling in einem ihrer Briefe an Schelling vom 9. Mai 1806 schildert, und sprach deshalb nie seinen Namen aus, der nur mit einer großen Erschütterung für sie verbunden sein konnte. Aus ihrem Nachlaß aber besitze ich ein halb vollendetes Miniaturbild des Dichters der Donatoa in seiner blaugelben münsterischen Lieutenants-Uniform, das einzige, welches wohl von ihm existirt. —

Zu den Eigenheiten des Großvaters gehörte auch, daß man ihn nicht mit Fragen behelligen durfte — ich erinnere mich, wie ich ihm eines Tages bei Tisch sehr zornige Verwünschungen meines störsamen Fürwitzes entlockte: ich hatte ihn harmlos gefragt, wer die zwei geharnischten Männer seien, deren Bilder über einem alten geschnitzten

Schranke hingen; als ob die Erinnerung an diese zwei ehrenwerthen Mitglieder des Geschlechts ihm den Appetit verdürbe, oder als ob Reden über die Sippe nicht zur Suppe gehörten. Das Schlimme dabei war nur, daß er aus eigenem Antriebe auch nichts über die Angelegenheiten dieser Sippe sprach, als was ihm just für seine Abendunterhaltungen bequem war. Ueber die frühere Geschichte und eigentliche Herkunft der Familie hat er uns nie etwas geäußert. Und doch lag darin nichts, was ihm wie der Gedanke an jene zwei Männer über dem Schranke hätte kränkend erscheinen können. Seine Vorfahren, deren Name schon in dem uralten „goldnen Buche“ der Abtei Freckenhorst vorkommt, lebten seit 1362 als ritterbürtige Patricier in der Stadt Coesfeld und haben vielfach als Oberhäupter derselben ihre Siegel an die Urkunden dieses städtischen Gemeinwesens gehängt; schon in grauen Urzeiten war einer von ihnen ein gelehrter Mann, der Magister Artium Johannes Schücking, der 1431 und wieder 1437 Rector der Universität Köln war, in den Tagen, als an diese Aeneas Sylvius Piccolomini, Papst Pius II., seine Dialogen und seine Retractationen richtete. In Allem dem lag im Grunde nichts Kränkendes, und auch darin nicht,

daß die Familie im dreißigjährigen Kriege verarmte, und ein energischer Mann im Kriegesdienste Bernhards von Galen sie wieder emporhob und nach Münster verpflanzte.

Mein armer Großvater ist gestorben, bevor ich herangewachsen war und dem Gemüthe des alten vereinsamten Mannes näher treten konnte, der mir in der Erinnerung stets den Eindruck macht, als ob er mit einem unverstandenen Gemüthsleben sich verlassen und allein gefühlt und deshalb so wie eine Auster in ihrer Schale gelebt habe. Als ein werthvolles Vermächtniß bewahre ich, wie den literarischen Nachlaß des Französisch schreibenden Urgroßvaters, seine Correspondeez mit berühmten Zeitgenossen und die Beschreibung seines „grand tour“ durch Holland, Belgien, Frankreich u. s. w., so vom Großvater eine von seiner klaren, zierlichen Hand geschriebene detaillirte Schilderung der Sitten und Zustände seiner Vaterstadt im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts.

VI.

Jede Familie hat ihre eigenen Sitten, ihren eigenen Ton, ihren besonderen Jargon — wenn sie auf dem Lande lebt, bildet sich dies noch schärfer aus, weil sie da eben für

sich lebt. Der in meinem elterlichen Hause herrschende Ton war im Ganzen sehr idealistisch angehaucht und trotz der humoristischen Ader meines Vaters im Ganzen doch sehr ernst. Wortwitze waren verpönt als von schlechtem Geschmack; Carricaturen, satirische Blätter hätten, wenn sie damals schon erschienen wären, wohl schwerlich Zugang gefunden. Desto besser für uns Kinder. Ich habe auch wohl daher meine völlige Unfähigkeitt mich an Travestien, Parodien, Mystificationen und dergleichen zu ergötzen und Spaßmacher und witzige Köpfe nicht unerträglich zu finden. Sagt doch auch Pascal: „Diseur de bons-mots, mauvais caractère,“ und Sidney Smith: „I wish I could satisfy myself of the good effect of wid and humour, but I am convinced, that the probable tendency of both is to corrupt the understanding and the heart,“ wobei er freilich unter humour wohl nur jene schnöde Witzhascherei versteht, welche sich mit den ernstesten Ereignissen und Erscheinungen des Lebens abgekauft zu haben glaubt, wenn sie auf Jedes glücklich ihren Spaß gelaicht hat: es giebt in Deutschland ein Paar Metropolen der Witzmacherei, die Sidney Smiths Anschauung nur bestätigen könnten. — Dagegen erinnere ich mich eines ge-

scheiterten Versuchs, ein Lustspiel, das uns meine Mutter geschrieben hatte, aufzuführen; ich hatte dazu eine kleine Bande angeworben, aber obwohl ihr vollständig „die Begriffe fehlten", stellten sich doch auch „die Worte" nicht ein — der Hauptheld, der im Stücke Heinrich hieß, konnte sich durchaus nicht abgewöhnen, diesen Namen, den er nun einmal in seiner Rolle gefunden und gelernt hatte, jedesmal voraufzusenden, so oft er den Mund öffnete — und so wurde das Ganze zu Wasser, trotz aller obligaten Kolophoniumblitze, die verschwenderisch von mir daran gewandt wurden.

Auch von Politik war nicht viel bei uns die Rede. Der deutsche Bürger kümmerte sich damals eben nicht um Politik, und es war ihm in der That nicht übel zu nehmen. Der einst so ruhige Strom der Zeit war seit den letzten Decennien zu einem brausenden, schäumenden Katarakt geworden; aus dem Drang der Ereignisse eben erst gerettet und aufathmend, erfreute man sich zwar nicht des Gewordenen und mit all den Leiden und Opfern Erreichten, aber vorläufig der Ruhe. Resignirt mußte man die Thatsache hinnehmen, daß die Einheit und Größe der Nation — mit dem kürzesten Ausdruck das Reich genannt —

dahin; unser altes Staatswesen, das Fürstenthum, mit dessen Geschichte unsere Familie seit so langer Zeit verflochten gewesen, war auch dahin; sein Kern war preußisch geworden, unser nördlichstes Stück dagegen hannoverisch. Mein Vater war als Unterthan eines österreichischen Erzherzog-Fürstbischofs geboren, Preuße als Student gewesen, französischer Friedensrichter als junger Mann. Was waren wir jetzt eigentlich, weß Herrn Unterthanen? Hannoveraner. Unterthanen von Georg IV., König des vereinigten Reichs von Großbritannien und Irland, auch König von Hannover, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, dessen Name groß genug über den Verordnungen u. s. w. stand. Aber was war uns Hekuba! Wer dachte an ihn, kümmerte sich um diesen „Georg Rex", diese dickgefütterte Ruchlosigkeit, die ich einst in Münster sah, wie sie durch dichtes Volksgewühl zu einer ihr zu Ehren abgehaltenen Parade gefahren wurde. Wir waren nur noch Deutsche, in denen unter solchen Umständen der alte Reichsgedanke desto lebendiger bleiben, eine desto theurere Herzenssache werden mußte. Mein Vater behauptete mit einer Art resignirten Ingrimms, Kaiser Franz habe gar nicht das Recht gehabt, die Kaiserwürde abzulegen und so eine freventliche Auf-

lösung des Reichs zu besiegeln; es sei dies eine schreiende Verletzung des Rechts der Nation auf ihr höchstes Reichsoberhaupt gewesen. Dabei kam denn auch wohl die Rede auf den Seher von Lehnin, freilich mit absolut keiner Hoffnung, daß Preußen einst so glorreich die geweissagten Geschicke erfüllen würde!

Das erste politische Ereigniß, dessen ich mich erinnere, ist der Tod Napoleons. Hinter meiner Mutter Rücken tummelte ich mich eines Tages auf dem großen Familiencanapee, als mein Vater erregt miteinem Zeitungsblatt in der Hand eintrat und ihr die große Mär verkündete — wie viel Zeit mochte sie gebraucht haben, um von der Insel St. Helena bis zu uns zu kommen.

Von literarischen Dingen war desto mehr die Rede, aber ich habe davon schon gesprochen und will nur noch erwähnen, daß ich damals zuweilen einer „Nette Hülshoff" erwähnen hörte, eines jungen Fräuleins, das meine Mutter im Hause eines alten gelehrten Freundes, der ihr als ehemaliges Mitglied des Hainbundes eine große Autorität war, näher kennen gelernt hatte, und die ein entschiedenes dichterisches Talent haben sollte.

VII.

Ich war so herangewachsen, daß der Unterricht, den mir und meinem jüngeren Bruder Hauslehrer gaben, am längsten jener sanfte junge Geistliche, den ich oben dem savoyardischen Vicar verglichen habe, nicht mehr auslangte und ich den ausgiebigeren Gymnasialunterricht nicht mehr entbehren konnte. Meine erste Communion, die ich tief zerknirscht und in rührendster Gläubigkeit, von meinem Vicar vorbereitet und von den Eltern zur Pfarrkirche begleitet, begangen, lag auch hinter mir: ebenso der 15. Geburtstag, und so wurde ich denn abermals in die Stadt — worin der Großvater nun seit Jahren todt — gesandt. Ich verließ meine Thiere, meine kleinen Sammlungen, meinen theuren Esel, meine weiten Haiden. „Elles furent humbles, sévères et douces, les premières impressions de ma vie,“ sagt Lamartine in seinen „Confidences“ und fährt dann fort: „Peut-être est-ce la meilleure condition pour bien jouir de la nature et des ouvrages des hommes que de commencer par ce qu'il y a de plus modeste et de plus vulgaire, de s'initier pour

ainsi dire lentement et à mesure que l'ame se développe aux spectacles de ce monde.“ Das mag richtig sein, und jedenfalls ist eine unter einfachen Verhältnissen „im Schoß der Natur“, auf dem Lande zugebrachte Jugend eine glücklichere, als sie in den meisten Fällen in der Stadt sein mag. Aber eben so wahr ist auch, daß der moderne Mensch nicht zu spät in die moderne Welt gelangen darf. Er lernt sonst auch zu spät das „nil admirari“ und legt zu spät die Menschenfurcht ab, er stößt sich zu spät die Hörner des Idealismus ab — und bringt etwas von einem jungen Mädchen, das mit fragenden Augen verehrungsbedürftig in die Welt schaut, mit in diese. Und die zu spät kommende Entdeckung, wie wenig des Verehrungswürdigen die Welt eigentlich hat, nimmt ihm nicht immer, sondern erhöht vielleicht nur die Befangenheit und den Isolirungstrieb, den er aus seiner frühen Einsamkeit mit sich in's Leben genommen hat; und schwerlich wird er es je zu jener Kunst, sich geltend zu machen, und jenem siegreichen Vordringen glücklichen Selbstgefühls bringen, um das ich so viele meiner mitstrebenden Zeitgenossen beneidet habe.

Zunächst kam ich aus meinen Haiden mit einer sehr

mittelmäßigen Anlage, mich der Schulzucht zu fügen. Ich hatte zu lange unbehindert getrieben, was mir eben behagte, zu frei umhergeschweift, und dazu kam ein oppositioneller Hang in mir, der meinen Fortschritten in der Schule auf's Bedauerlichste entgegentrat. Ich sträubte mich gegen Studien, gegen Interessen, die man mir zur Pflicht machen wollte, und wählte andere, oft die entgegengesetzten. Um einen guten Griechen und Lateiner aus mir zu ziehen, hätte man besser gethan, mich auf eine Handels- oder Realschule zu senden. Da wäre Französisch, Englisch, Mathematik 2c. die Hauptsache gewesen — ich hätte dann sicherlich vorzugsweise für mich Lateinisch und Griechisch getrieben. Auf dem Gymnasium habe ich von diesen alten Sprachen so viel in mich aufgenommen, wie es eben nöthig war, im Ganzen aber alles das, was ich wissen mußte, höchst leichtsinnig und verkehrt dem, was ich nicht zu wissen brauchte, nachgesetzt.

Ich glaube, es lag das zum Theil neben jenem stark ausgebildeten Unabhängigkeitsbedürfniß, das durchaus seine eigenen Wege gehen wollte, auch in der Art, wie der Gymnasialunterricht uns den Geist der klassischen Welt hinter dem Formwesen verhüllt hielt. Bei den Werken

in den neueren Sprachen, die ich eifrig für mich trieb, leuchtete eben unter den einfacheren leichteren Formen sofort der Geist hervor, ließ sich fesselnder Sinn und Bedeutung des Ganzen sofort übersehen.

Und so las ich denn den Gil Blas, wo es an der Zeit gewesen, zu sehen, wie viel Parasangen und Stadien Xenophons tapfere Zehntausend einmal weiter gerückt waren; oder Yoricks sentimentale Reise, statt im Livius mich mit den alten Freunden aus meinen Kindestagen, den sieben Königen Roms und der weisen Nymphe Egeria zu beschäftigen. Diese sieben Könige, und alle Könige der klassischen Welt überhaupt, hatten ihren Antheil an meinen Sympathien vollständig an die Hohenstaufen überlassen müssen, die in Raumers Darstellung mich begeisterten, wie die Gestalten der Kreuzzüge in der Michauds; auch schienen mir Sainte-Palayes und Büschings Werke über Ritterthum und Turniere, ja Schmidts bändereiche trockene deutsche Geschichte — wer kennt sie heute nur noch? — unendlich anziehender als Alles, was in der Klasse von Cyrus, Darius und Xerxes vorgetragen wurde.

Es kam hinzu, daß ich nicht hinreichend vorbereitet in eine zu hohe Klasse aufgenommen war. Seit ich in

Grillparzers Selbstbiographie las: „Das Einmaleins ist mir bis auf diese Stunde nicht geläufig,“ schäme ich mich nicht, dasselbe Geständniß abzulegen; aber was schlimmer war, es fehlten mir auch die nöthigen Vorkenntnisse in der griechischen und lateinischen Grammatik und vielem Anderen. Bei der ersten Arbeit, nach der uns die Plätze angewiesen werden sollten, wurde meine natürliche Spannung darauf, wie sich meine gelehrte Leistung zu denen dieser Klasse (Obertertia) verhalte, dadurch erledigt, daß ich unter mehr als 60 Schülern zu den drei letzten auf die letzte der sanft ansteigenden Bänke gesandt wurde. Mein Ehrgeiz war nicht groß und meine Bank war hoch; so wußt' ich mir gleichmüthig mit Horaz zu sagen: Aequam memento rebus in arduis servare mentem. Aber einen Sporn zu Anstrengungen sah ich nicht darin. Vielleicht bestärkte es mich nur in einem Hang zu einsamen Streifereien durch die Gassen der Stadt Münster, in der ich mich nun wieder befand und die ich als Kind vom Hause des Großvaters aus durchwandert hatte, ohne andere als unverstandene Eindrücke und Bilder in mich aufzunehmen. Jetzt verstand ich den ausgeprägt historischen Charakter dieser Stadt, die einst ein mächtiges Gemeinwesen war,

und deren hochstirnige Giebel noch mit so viel verdrossenem Trotz auf die Wandlungen der Gegenwart herabblickten. Ihre schönen und bewundernswerthen Kirchen, ihre Wiedertäuferkörbe und alle die Spuren und Anklänge an die Zeiten des Königs von Sion, des westfälischen Friedens oder des großen Condottiere Bernhard von Galen ließen mich nicht los; ich begnügte mich nicht mit den Büchern, welche davon handelten, sondern vertiefte mich in das, was schon damals in Urkundenwerken darüber zu lesen und was mir verständlich war. Damals waren die alten Kirchen auch noch schön im Innern; in jeder hatten die sich folgenden Jahrhunderte ihre Spuren, ihre Denkmäler, ihre Epitaphien als eben so viele rührende Anrufungen an die Pietät der nachfolgenden Geschlechter, sich in Frömmigkeit der Dahingegangenen zu erinnern, hinterlassen; die Jahrhunderte hatten gewetteifert, sie zu schmücken, und jedes hatte dabei seinen Charakter ausgeprägt, das Mittelalter, die Zeit der Renaissance, die des Rococo. Auf den Leichensteinen suchte man unter den halb ausgelöschten Wappen bekannte oder blutsverwandte Namen; in den hohen figurenreichen Werken der Holzschnitzerei, die sich an den Pfeilern erhoben, die oft bewundernswürdige

Leistung des künstlerischen Fleißes. Und sprachen diese stillen Kirchen, die wie die letzten Asyle waren, in welche die Vergangenheit sich geflüchtet hatte, tief zum Herzen, so that es ergreifender und mächtiger der feierliche und pomphafte Cultus bei den bischöflichen Hochämtern in der Kathedrale, die von so vortrefflichen musikalischen Aufführungen begleitet waren. Diese musikalischen Aufführungen, deren wogende Klänge in einfacher Größe unter den Wölbungen des Domes dahinzogen, während die durch die hohen gothischen Fenster einfallenden und durch aufwallende Weihrauchwolken gebrochenen Sonnenstrahlen um die steinernen Gestalten alter Kaiser und Bischöfe spielten, denen sie neues Leben zu verleihen schienen, haben mir stets einen erschütternden Eindruck gemacht. In diesem Triumphliede, diesen stolzen Siegeshymnen der weltherrschenden Kirche, in denen doch so oft die tiefwehmüthigen Klänge eines ausbrechenden Schmerzes und eines sehnsüchtigen Verlangens sich mischten, lag etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Wohl war es noch immer der stolze Siegessang der großen Weltherrscherin des Mittelalters, aber war es nicht jedem klar denkenden Menschen in's Bewußtsein eingeschrieben, daß diese Weltherrschaft eine

morsche und dahinsterbende Herrlichkeit sei; und hatten diese Töne nicht all' das Rührende, welches dem innewohnt, das aus dem Gewesenen, einst Großen und Mächtigen wie ein letztes verhallendes Echo zu uns herüberklingt? Ich wenigstens verstand diese Musik so, und obwohl ich schon damals eine kalte Entfremdung gegen die Kirche im Herzen trug, weil sie mir meine theuren Hohenstaufen ruinirt hatte, so lockte mir diese Musik doch stets die Thränen in's Auge.

Wenn ich so den Bildungen und Eindrücken der Vergangenheit nachging, hatte ich als Mentor dabei den redlichsten Mann und die weichste gutmüthigste Kindesseele, die ich je habe kennen lernen. Es war dies ein alter Herr, der sich einst auf mehreren Universitäten, wo er sich als Jurist inscribirt, aufgehalten, daselbst absolut nichts gelernt und jetzt absolut nichts zu thun hatte; in einem sehr reifen Alter hatte er meine Tante, die, von der ich erzählt, daß Sonnenberg sie einst verehrt, geheirathet, und diese — kinderlose — Ehe bot ihm nun auch keinen großen Zeitvertreib. Er nahm sich meiner mit warmem Eifer an, machte weite Spaziergänge mit mir und gab mir Unterricht im Englischen; wir lasen Molière

und Le Sage zusammen; daneben ward er nicht müde im Erzählen, und ich lernte durch ihn, wie man's früher getrieben in der Gesellschaft der guten alten Zeit, ehe noch die Revolution, die Emigranten, die Franzosen gekommen, und was man dann später Alles erlebt, lauter Dinge, die man sich nicht hatte träumen lassen in den goldenen Jugendtagen, als man noch in Göttingen nicht studirte. Der gute Onkel Ferdinand ist dahin gegangen und seine Stimme ist verweht wie die letzten Klänge jener musikalischen Aufführungen, die er an keinem Sonntage versäumte. Diese Aufführungen selbst aber sind abgeschafft und — es gehört das auch zu der großen Umwandlung der Kirche von einst in den Vaticanismus von heute — und die historischen Denkmäler werden aus den Kirchen hinausgeschafft; an die Stelle ehrwürdiger Leichensteine werden helle buntfarbige Estrichplatten gelegt, wie im Wintergarten eines reichgewordenen Gründers. Man wirft die Geschichte zu den Kirchen hinaus; freilich ist die Geschichte die alte fatale Feindin, und alle Syllabusmachtsprüche, daß die Theologie über der Geschichte stehe, können den heimlichen Abscheu gegen sie nicht aufheben.

Aber es ist hohe Zeit, daß ich in meine Schule zurückkehre. Ich thue es — leider mit Widerstreben.

Wie groß könnten wir sein, wenn das Schicksal uns groß behandelt hätte — wie gelehrt könnten wir sein, wenn in unserer ersten Jugend die Gelehrsamkeit uns in der richtigen Art und Weise zu fassen gewußt hätte. Bei mir aber war das, wie gesagt, keineswegs der Fall. Hätte man uns einen Blick werfen lassen auf die Schönheit und die Freiheit, die kunst- und poesieverklärte, von der Menschheit nie wieder erreichte Höhe des Hellenenthums; oder auf die stolze Größe des römischen Gemeinwesens und die welthistorische Entwickelung der Ideen, die in diesem Römerthum lagen, deren letzte Ausläufer noch bestimmend unser modernes Leben durchwirken; hätte man ein wenig nur unsere Phantasie mit dem Bilde der Lebensformen jener Männer und Zeiten, deren Bücher wir lasen, beschäftigt — wie begeistert würden wohl die meisten für solche Studien geworden sein! Statt dessen aber schienen unsere Lehrer vorauszusetzen, daß wir als unsere einfache Schuldigkeit diese Begeisterung ganz flammend mit in die Klasse brächten, und daß ihre Aufgabe nur sei, uns den heiß glühenden Kopf, damit er vor Wissensdurst nicht

springe, möglichst lange in das kalte Wasser ihrer etymologischen Haarspaltereien zu tauchen. Sie hatten dabei alle ihre Schrullen, die hinzukamen, das geistige Band in unserem Lernstoff unseren Autoren zu zerreißen. Der eine hatte einen Optativus potentialis in der römischen Sprache entdeckt und machte die Stunden, wo ein römischer Prosaiker gelesen wurde, zu Jagdstreifereien auf Fälle dieses wunderbar construirten neuen Modus. Einem anderen lagen in den griechischen Autoren nur das digamma aeolicum und das ν ephelkystikon am Herzen, so daß wir seine Gunst nur errangen, wenn wir solche vierblätterige Kleeblätter in dem Heu, womit wir genährt wurden, fanden und ihm brachten. Bis wir endlich einen Lehrer erhielten, der in der ersten der Stunden, worin er mit uns die Ilias lesen sollte, nachdem er sein Buch aufgeschlagen, mit einer wohllautenden Stimme und begeistert aufleuchtendem Blick über unsere Köpfe donnernd weg skandirte:

Μῆνιν ἄειδε, θεὰ, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.

Der Mann war begeistert für seinen Homer, seine Griechen, die Begeisterung vibrirte durch seine Stimme, und bei ihm hab' ich etwas gelernt.

Ein pium desiderium möcht' ich hier aussprechen. Es ist herzbrechend, wie viel kostbare Zeit uns in der Jugend verloren geht, indem man uns zwingt, sie an Dinge zu verwenden, für die wir absolut keine Anlage und kein Organ haben, oder die wir nur der Lehrer willen lernen, um sie alsdann sofort zu vergessen. Mir hat man sie geraubt mit der Mathematik, der sphärischen Trigonometrie, der Differential- und Infinitesimal-Rechnung — entsetzlichen Andenkens! In den alten Jesuitenschulen wurde in der Poesis-Klasse Alles auf das Dichten lateinischer und womöglich griechischer Verse dressirt. Heute ist man zu der Erkenntniß vorgedrungen, daß nicht alle Schüler geborene Dichter sind, und quält sie nicht mehr mit der Herstellung sapphischer Oden. Wann wird man so klug werden, einzusehen, daß man einem großen Theil der Schüler, deren Gehirn dafür einmal nicht organisirt ist, mit der höheren, der raffinirten Mathematik nur die Zeit stiehlt?

Einem meiner Mitschüler während des ersten Jahres, das ich auf dem Gymnasium zubrachte, war wie etwas von jener mitgebrachten Begeisterung, von jenem heißen Wissensdurst, von dem ich sprach, treu geblieben; er war

ein warmherziger, sinniger, liebenswürdiger Knabe, der sehr hübsche Gedichte machte und dem das Lernen unendlich leicht wurde, so daß er in allen Fächern beständig den ersten Platz behauptete und am Ende des Schuljahres sich regelmäßig sämmtlicher Prämien bemächtigte. Das stand so fest, daß ihn keiner mehr darum beneidete. Er schloß sich sehr bald nach meinem Eintritt in die Klasse an mich an und wir wurden unzertrennliche Freunde — unzertrennlich mit Ausnahme der Schulstunden natürlich, wo ihn, den primus, von mir, dem penultimus, nicht weniger als der ganze Raum der Klasse trennte.

Als das Schuljahr sich seinem Ende nahte, hatten wir für die Prämien zu „componiren". Und dann kam der feierliche Schlußact, wobei die Spitzen der Behörden und ein großes Publikum sich auf der großen Aula einfand, Reden anzuhören und die Belohnungen vertheilen zu sehen, die von den Schülern der untersten Klassen auf einer Estrade nach einer Declamation von Versen unter Pauken- und Trompetenschall überreicht wurden. Da ich kein persönliches Interesse bei der Sache hatte, kam ich zu spät, um mich zum Platz meiner Klasse durchzudrängen, und blieb an der Thür des mit Menschen dichtgefüllten

weiten Saales stehen. Die Reden waren gehalten; man gelangte an meine Klasse — zu meiner ganz unsäglichen Ueberraschung wird nach dem Ruf: Deutscher Stil — mein Name gerufen; es ist wirklich keine Hallucination des Gehörs; denn er wird, weil ich nicht auf meinem Platze bin, noch einmal laut schallend von dem Director wiederholt. Ich muß mich nun an der Thür geltend machen und kräftige Hände und Arme heben mich und fördern mich auf die Estrade, wo das, was ich für das reine Wunder halte, unter Declamation und Paukenschlag sich vollzieht. Leider ist dies das erste aber auch mein letztes Prämium geblieben und das Schicksal scheint, was die Ertheilung von Preisen angeht, sich damit für immer gegen mich abgefunden zu haben.

Ich nahm Abschied von meinem Freunde und zog stolz, mein rothsaffianenes Preisbuch unter dem Arm, in die Herbstferien nach Hause. Der Freund schrieb mir mehrere Brieflein mit seiner zierlichen klaren und feinen Hand dahin. Dann aber, als ich zum neuen Schuljahr zurückgekommen, fand ich ihn in gedrückter Stimmung und wunderlich kopfhängerisch und sich isolirend. Und an einem nebeligen Herbsttage, es war am 14. November 1830,

erschien er Morgens nicht in der Klasse — in die zweite Stunde aber brachten Schüler, die in seiner Nachbarschaft wohnten, die Nachricht, er habe sich am Morgen erschossen!

Es war eine zerschmetternde Kunde. Was ihn zu dem verzweifelten Schritt getrieben, ist nie recht klar geworden. Von drückenden Familienverhältnissen sprach man, auch von gekränktem Ehrgeiz, weil ihm am Ende des vorigen Schuljahres nicht wie sonst immer alle Prämien zugefallen. War das möglich? Dann hatte ja ich unwillkürlich eine Art Mitschuld an diesem Ausgang eines so bedeutend angelegten und hochbegabten jungen Mannes gehabt! — —

Ich war von meinen Eltern bei einem geistlichen Herrn untergebracht, der Caplan des Bischofs war und gern seine feineren und weltmännischen Manieren in adeliger Gesellschaft zeigte. Als ich ihm eines Tages sagte, daß meine Mutter mir einen Brief an ein ihr befreundetes Fräulein von Droste-Hülshoff mitgegeben, und daß ich diesen Brief, den ich schon lange aufbewahre, durchaus einmal auf dem Gute des Fräuleins abgeben müsse, zeigte er sich sehr beeifert, meinen Führer dahin zu machen.

An einem freien Nachmittage brachen wir denn auf und

wanderten aus einem der nördlichen Thore Münsters einen sandigen weiten Weg entlang; dann über Kämpe, bis wir den eigenthümlichen kleinen Edelhof Rüschhaus erreichten. Das Fräulein empfing mich sehr freundlich, ein wenig mit der gemessenen Zurückhaltung, welche ihr stets die Gegenwart der Ihrigen auferlegte, fragte viel nach meiner Mutter und zeigte mir ihre Schätze, in Glasschränken aufbewahrte kleine Naturaliensammlungen und ein paar runde Bleischeiben mit getriebenen Figuren, welche die Schmiede Vulcans darstellten, darauf, die Benvenuto Cellini gemacht haben sollte. Sie machte einen eigenthümlichen Eindruck, das zarte ätherische, äußerst schlicht in dem einfachsten hellen Musselinstoff gekleidete Fräulein, mit der vorgebeugten Haltung und den großen, wundersamen Augen. Sie war nicht schön und besaß doch so viele Züge, die sonst Schönheit geben, z. B. die mit anmuthiger Feinheit gezeichnete Nase und den reizendsten Mund, den ich je gesehen habe. Aber die Stirn war zu mächtig, das Auge zur Häßlichkeit groß; es war größer als das meiner Mutter sogar. Sie war die Undine ihres „Schilfhauses“.

Ich bin dann noch ein paar Mal in längeren Zwischenräumen zu ihr hinausgegangen. Im November 1831

hatte ich dann den Schmerz, meine gute Mutter zu verlieren; es kam danach ein Gefühl über mich, als sei die Welt um mich her ein mich weiter nicht berührendes Schauspiel geworden, ein Gebilde aus unwesentlichen Schattengestalten, die für mich ihre Bedeutung und ihr Leben verloren hatten. So dacht' ich auch nicht daran, andere Menschen, höchstens nächste Verwandte, deren ich mehrere, Geschwister beider Eltern, in der Stadt hatte, zu sehen. Annette von Droste sandte mir jedoch eine dringende Aufforderung, zu ihr herauszukommen, der ich mich nicht entziehen konnte. Ich ging zu ihr, um bei ihr die Ausdrücke einer tief gerührten Theilnahme zu finden. Sie selbst fühlte sich eigenthümlich durch die Thatsache erschüttert, daß sie, eben im Begriff, meiner Mutter zu schreiben, sich eine Zeitung zur Unterlage dabei genommen und, ihre Gedanken zum Schreiben ordnend, absichtslos auf diese Unterlage blickend, darin zu ihrem Schrecken die Todesanzeige meiner Mutter gelesen. — Sie sagte mir später oft, daß ich ihr von diesem Augenblick an wie ein Vermächtniß meiner Mutter gewesen. Und später, da hat sie eines ihrer schönsten Gedichte auf ihr Grab niedergelegt, den vollen rückhaltslosen Ausdruck ihres Gefühls für sie. Jenes Grab

aber, nur ein einziges Mal in meinem Leben habe ich es sehen, besuchen können; es liegt so weit abwärts von den Wegen, die ich durch's Leben gehen mußte. Fern in einer Welt, von der, wer sie nicht kennt, sich schwer eine Vorstellung macht, denn die Phantasie, welche sie ihm vorstellen müßte, gestaltet immer poetisch, und hier rings umher ist nichts poetisch als höchstens der Gedanke und das Gefühl des Menschen, der sich in diese schrankenlosen Haideflächen wagt und sich der tiefen Melancholie ihrer Eindrücke hingiebt. Inmitten dieser Haiden liegt ein weites Moorgebiet, inmitten des Moores eine weitgedehnte Ansiedelung armer Neubauer, inmitten der Ansiedelung eine Kirche, welche der Herzog von Aremberg den Dörflern erbaute und schenkte, und daneben ein Pfarrhaus, für dessen Herstellung meine Eltern sich mühten und sorgten. Im Schatten dieser Kirche, in der Hut dieses Pfarrhauses ist meine Mutter bestattet worden. Und wenn jetzt über ihr Grab die Winterstürme dahinfahren und um die Ecken der einsamen Kirche ihr schwermüthiges Lied wie eine immer erneute Todtenklage hören lassen, ich meine, es müßte dann ein verspäteter Wanderer zuweilen etwas wie einen leisen Schimmer darüber liegen sehen, den Reflex der sinnenden

Gedanken zweier Männer, die, oft weltenweit von dieser Stelle entfernt, doch über ihr mit ihrem Denken so oft sich begegnen müssen. Zweier Männer, denn von denen, welche die unvergleichliche Frau einst kannten, liebten, verehrten — wer ist übrig geblieben als — mein Bruder jenseits des Oceans und ich! —

Jugendleben.

I.

Ich mußte nun die Prima auf dem Gymnasium zu Osnabrück beziehen, weil ich im hannoverschen Lande das Maturitäts-Examen abzulegen hatte. Mein Bruder, der jetzt ebenfalls herangewachsen, begleitete mich dahin, wo die jüngste Schwester meines Vaters, die dort an einen Beamten der Landdrostei verheirathet war, für Unterkommen und leibliches Wohl sorgte. Dahin, nach dem in sehr freundlicher Gegend liegenden und von einem lebhafteren redseligeren Menschenstamme bewohnten Osnabrück, in welchem auch mein Vater eine brave und würdige zweite Frau fand, begann überhaupt jetzt das Leben der Familie zu gravitiren. Dort auch wurde — mit unverdientem Glück — die Abiturientenprüfung überstanden, und mit dem Zeugniß Nr. 2 konnte ich mich nun zum Bezuge der Hochschule rüsten. Dazu wurde von mir — um seines

Kunstrufes Willen — München gewählt; ich wollte eben mehr lernen als die Jurisprudenz, für die als Brotstudium ich bestimmt war. Ein junger Maler schloß sich mir für die Reise an, die wir nun äußerst langsam, theils zu Fuß, theils mit allerlei Vehikel zurücklegten. Einen nachhaltigen Eindruck machte mir Köln. Ich kannte genug von der Römer-, Merovinger- und Frankengeschichte, um in große Schwärmerei für diese damals noch ganz curiose und tausend merkwürdige abenteuerliche Dinge bietende Stadt, der, wie keiner anderen, die Vorzeit ihre charakteristischen Spuren aufgedrückt hatte, zu gerathen. Nichts Wunderlicheres konnte es z. B. in der Welt geben, als den Dom in seinem damaligen Zustande: Structuren, die sich himmelan schwangen, Bildungen von traumhafter Schönheit zwischen Holzverschlägen und dürftigsten, bettelhaftesten Mauerfüllungen. Ich erkletterte die Galerie des hohen Chors und sah im Abendscheine die alte heilige Colonia Agrippina mit ihren furchtbar verwitterten Thürmen und Kirchen, ihren schwarzen, barocken Giebeldächern, den weiten, verödeten Gärten und Feldern unter mir daliegen und erhielt einen Eindruck, durch den ich mich später, als der Gedanke des Ausbaues des Domes

laut wurde, verleiten ließ, ein, ich fürchte über alle Maßen romantisch=confuses und ungegohrenes Büchlein, „Der Kölner Dom und seine Vollendung", zu schreiben. Rhein= aufwärts durch die enge „Pfaffengasse" begleitete mich eine wunderliche tiefe Schwermuth — ein Gefühl, als ob mein Leben in eine düstere schwarze Felsenenge mit Ruinen rechts und links und ohne Ausgang gerathe — eine solche Bedrücktheit kann mich noch jetzt in engen Berggegenden erfassen. Dann über Frankfurt, wo in der Jügel'schen Buchhandlung ein großes Portrait des großen Schotten aufgetrieben und bewegt des Ladenbesitzers Erzählung, wie W. Scott selbst noch vor wenig Monden in diesem Raume gewesen, und was er gesprochen, angehört wurde, ging es in's Frankenland, gen Nürnberg mit seiner Kaiserburg, und nach vielen, vielen Tagen und nach mancherlei Aben= teuern wurde München erreicht. Es war das eine ganz neue Welt, die mit tausend neuen Bildungselementen und bei einem lebhaften Interesse für diese auch mächtig för= dernd auf mich einwirkte. Ein eigentliches Studentenleben gab es dort nicht; ich habe wenigstens nichts davon ge= wahrt; die juristischen Vorlesungen waren nicht sehr an= ziehend, nur G. Phillips fesselte durch seinen lebendigen

und ideenreichen Vortrag über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. Und ein wunderlicher, orakelnder, fesselnder Seher war J. Görres. Er stand auf seinem Katheder wie ein steinerner Comthur, einen Punkt auf der ihm gegenüber liegenden Wand starr fixirend, und ergoß so in monotonem Redefluß den Strom seiner Bilder und großen Gedanken über uns. Es ist ewig schade, daß den reichen mächtigen Geist dieses Mannes die unaussprechlich erbärmlichen und niederträchtigen Zustände des Polizeistaats von damals aus Desperation getrieben hatten, katholisch zu werden und in eine Kirche zu flüchten, in der doch wenigstens noch die Poesie der Vergangenheit lebte und in deren Theorie wenigstens doch noch die Ideen lebendig waren! — Ich besuchte auch Clemens Brentano, mich mit Grüßen vom Großvater in der Stadt seiner Nonne einführend. Ich fand ihn — einen mittelgroßen untersetzten Mann mit auffallend feurigem dunklen Auge — in einer großen geweißten Kammer, deren Wände von Repositorien eingenommen wurden, sämmtlich gefüllt mit Cartons, voll, wie er sagte, von Aufzeichnungen der Offenbarungen der Nonne, geordnet nach Jahren, Monaten, Wochen. An dem tannenen Schreibtisch baumelte an einem Bindfaden

ein Stecher, wie ihn der Student im Colleg benutzt. Die übrige Einrichtung war im selben Stile freiwilliger Armuth. Er empfing mich mit großer Güte und wollte, ich solle ihn alle Sonntage um 10 Uhr besuchen und eine Stunde bei ihm zubringen. Ein paar Mal bin ich dieser Aufforderung nachgekommen; dann wurde mir sein ewiges Alleinreden beschwerlich; ich entzog mich diesem Privatissimum und studirte auch, was er dringend von mir verlangte, Baaders Philosophie nicht. Es war seltsam, ein so schlechter Mathematiker ich gewesen, die philosophischen Systeme, mit welchen ich damals bekannt zu werden suchte, waren mir nicht mathematisch genug; sie begannen, als würden sie auf einem durchaus logischen Unterbau mit mathematischer Consequenz und Klarheit ihr speculatives Gebäude bis zur Spitze in die Höhe führen und von dieser Spitze herab dann das Weltengeheimniß als gelöstes Räthsel klar überschauen lassen. Aber hatte ich mich ein wenig in sie vertieft, so fand ich, daß sie aus Mathematik und Logik in's Nebelhafte geriethen, daß sie die Phantasie und Bilder und Sprachwendungen zu Hilfe nahmen und mit Vorstellungen zu arbeiten begannen, die nicht bewiesen waren. Da habe ich mir denn die Hoffnung, bei ihnen

auf den letzten Seiten das Weltengeheimniß zu finden, vergehen lassen und Immermann geglaubt:

Das Weltengeheimniß ist nirgendwo,
Es ist nicht hier und nicht dorten,
Es schaukelt sich wie ein unschuldiges Kind
In des Sängers blühenden Worten.

Einmal bin ich auch zu Schelling in's Colleg gegangen; es war ein häßlich und plebejisch aussehender Mann, dieser große Philosoph, und er sprach in einer Terminologie, daß ich eben so viel verstanden hätte, wenn ich ein Colleg in der El-Ashar-Moschee zu Kairo gehört hätte, wo die Professoren arabisch reden; ich ging und kehrte nicht wieder und machte es mit dieser Philosophie wie Messer Angelo Poliziano, der sagt, er habe es mit ihr gemacht wie die Hunde mit dem Nil: ein Trunk und dann fort.

Was mich am meisten in München anzog, war das Theater, in dem damals Sterne erster Größe, Eßlair, Sophie Schröder und Vespermann glänzten. Vor Allem war es Eßlairs Heroengestalt, die auf mich einen Zauber übte wie später nie wieder ein Schauspieler, selbst die Rachel nicht, die mit ihrer erschütternden Leidenschaft sonst

die höchste Kunstleistung, die wohl je auf der Bühne erschienen ist, dargestellt hat.

Das Münchener Klima bekam mir nicht, ich fühlte mich krank, hypochondrisch, und weder homöopathische Pulver änderten das, noch half mir trotz all seiner Gründlichkeit der berühmte Geheimrath Ringseis, dem man nachsagte, er beschäftige sich in seinen Vorlesungen über Pathologie bis Weihnachten mit dem Sündenfall, als dem Princip aller Uebel und Siechthümer des Menschengeschlechts. Bei mir mußte er sich über das Princip des Siechthums irren, seine Aderlässe waren sicherlich sehr unnütz. Dazu kam eine aufdringliche Freundschaft, die mir durch einen sentimentalen Schwung, dem ich nicht folgen konnte, lästig wurde, und ich rettete mich. Bei der Abreise wurde ich von einer jener Polizeimaßregeln betroffen, womit damals in wunderlicher Beflissenheit die Regierungen darauf ausgingen, sich jeden anständigen Menschen und auch den sanftmüthigsten endlich zum persönlichen Feinde zu machen. Ich war versehen mit allen möglichen Studienzeugnissen, Matrikel und Exmatrikel und einem Paß, der ein Dutzend Gesandtschaftsvisas der durchreisten und zu durchreisenden deutschen Länder und

Ländlein trug. Trotzdem wollte man mich an den Linien von München nicht reisen lassen, weil ich keine polizeiliche Auslaßerlaubniß eingeholt hatte, ein Ding, von dem ich nie vernommen. Wie ich durchkam, ob rasch und leicht, durch Grobheit oder durch sanfte Vorstellungen, erst nach langer Zeit, weiß ich nicht mehr. Wohl aber, daß ich ein Jahr später auf einem Rheindampfboot oberhalb Coblenz förmlich verhaftet wurde, weil mein Paß, den mir der Universitätsrichter zu Heidelberg als hier und in Karlsruhe, wohin er geschickt war, mit allen Visas und nöthigen Förmlichkeiten versehen, übergeben hatte, in den Augen des preußischen Polizeibeamten, der auf dem Schiff revidirte, eine scandalöse Lücke hatte; ich glaube gar, sie bestand darin, daß der Paß nicht in Berlin gewesen, um da seine letzte Weihe für die kurze Durchreise durch Preußen in meine hannoversche Heimath zu erhalten! Hätte ich nur etwas bärtiger, burschikoser und hambacher-festmäßiger ausgesehen, es wäre mir wohl schlecht ergangen. So aber ließ man mich endlich laufen, d. h. weiter rhein-abwärts dampfen. Ich erwähne an dieser Stelle noch, daß, als ich zur Universität abging, mein Vater mir ein mit seinem größten Amtssiegel bedrucktes Zeugniß mit-

geben mußte, daß ich nicht unter denen gewesen, die einige Monate vorher die Frankfurter Constablerwache zu stürmen versucht; ich würde sonst nicht in München immatriculirt worden sein! Glücklich aber damals, wer noch mit solchen Scherereien durchkam. Ich erinnere mich, später in Augsburg an einer Landpartie Theil genommen zu haben, bei der sich ein Dutzend Männer befinden mochten. Diese hatten sich an einem schattigen Waldplatz zusammengesetzt, und das Gespräch wandte sich unter dem grünen deutschen Eichenlaube auf die Universitätszeit und die Zeit der Verfolgung; und nun stellte sich wundersamerweise heraus, daß alle diese Männer ohne Ausnahme in Gefängnissen, Zuchthäusern und Festungen gesessen; daß alle einmal Verbrecher gewesen; alle Jahre ihrer Freiheit, ihres Lebens durch die „Demagogenriecherei" verloren hatten. Und doch trugen alle diese Männer jetzt hoch geachtete, rühmlich bekannte Namen, und einem von ihnen hat man in seiner Vaterstadt eine eherne Ruhmessäule gesetzt. Und die Ideen, um derentwillen sie gelitten — ach, wie harmlos, wie conservativ, wie reactionär man sie heute finden würde! —

Ich bezog also die Universität Heidelberg. Und so

ernst ich es noch in München mit meiner Vorbereitung zum gründlichen Juristen genommen, trat doch hier in der wunderbar schönen Natur, wo Alles blühte und Alles froher Lebenslust sich hingab und man die Wissenschaft nur als einen geistigen Extract betrachtete, den man sich in die große Bowle schäumender Jugendfreude goß, ein bedenkliches Nachlassen des juristischen Eifers ein. Ein besonderer Umstand kam hinzu. Ich ward bald nach meiner Ankunft dort, nach Ostern, krank, schwer krank. Zwar rettete mich des trefflichen Geheimrath Puchelts Behandlung; aber als ich halb genesen mich wieder erhob und mit dem wundersamen Gefühl, dem Leben wiedergegeben zu sein, eines schönen sonnigen Morgens in den entzückenden Frühling hinausblickte, welcher unterdeß draußen in und über dem wonnigen Heidelberg aufgeblüht war — da stand unter den Gefühlen tiefer Rührung, die mir die Brust schwellten, und unter den frommen Ausblicken in die nächste Zukunft wohl der Gedanke an hingebungsvollen Dienst der Themis, dem ich hier in diesem Paradiese nun mich weihen sollte, nicht im Vordergrunde! Doch war ich ein zu guter und pietätvoller Mensch, als daß ich meine Herzenserkaltung gegen sie ihr

schuld gegeben und sie, die so vielen Vorvätern treue Milchkuh gewesen, zum Danke etwa langweilig und trocken gescholten hätte. Ich motivirte meine Abkehr in einer Weise, welche ihr nicht im Entferntesten zu nahe trat; ich bildete mir ein, ich sei unheilbar krank, herzkrank, ich würde nur noch wenige Jahre leben und bedürfe daher eines Brotstudiums gar nicht. Und so hörte ich nur die Collegien, die mich anzogen, des geistreichen Zachariä Staatsrecht, Mittermairs anregende Vorlesungen und Aehnliches. Nebenbei trieb ich mit größerem Eifer geschichtliche und culturgeschichtliche Studien der Literatur des Mittelalters, der Provençalen, der südlichen Nationen, und folgte nun auch wieder dem lebhaft erwachenden Triebe eigenen Schaffens, der so lange geruht hatte. — Kunz von der Rosen, der berühmte Hofnarr Kaiser Maximilians I., kann sich rühmen, den allerletzten seiner vielen schlimmen Streiche mir gespielt zu haben; er verführte mich nämlich, ihn zum Helden eines historischen Romans zu machen, der zu gutem Glück nie das Licht der Welt erblickt hat!

Die juristischen Studien neben den literar- und culturgeschichtlichen habe ich dann in Göttingen fortgesetzt. Ich hörte hier praktische Collegia, die in die gerichtliche Thätig-

keit einführten, und arbeitete nebenbei mit Anfällen großer Begeisterung an zwei Dramen; das eine hatte Ulrich von Lichtenstein, den Frauendiener, zum Helden und das andere, in Schiller'schem Jambenschwung mit allen Glocken des Pathos läutend, Niemand geringeren als Richard Löwenherz. Nebenbei hörte ich bei Wilhelm Grimm eine Vorlesung über Gudrun, die mich mit dem wackeren Frommann, dem jetzigen Vorstand des germanischen Museums, zusammenführte. Daneben schwelgte ich in den Schätzen der gar nicht genug zu preisenden Göttinger Bibliothek. In dem großen ehemaligen Kirchenraum, dem Hauptsaal derselben, ist Wilhelm Grimm, der Bibliothekar war, der schwer leidende und doch immer gleich freundliche, brave Mann, mit unermüdlicher Güte manches Mal für mich die Leiter hinaufgeklettert; er sagte mir einmal lächelnd, ich kenne die Bibliothek besser als er selber.

Ein Moment, den ich in jenem Raum verlebte, ist mir stets in der Erinnerung geblieben. Ich war ganz allein darin und harrte Grimms, der kommen wollte, mir, ich glaube „Brantômes Memoiren“ zu geben — nachdem ich zum Zeitvertreib mir einige Reihen Rückentitel angesehen, fielen meine Blicke auf den gerade vortrefflich be=

leuchteten Abguß des Apollo von Belvedère, der am Aufgang zu dem früheren Chore steht; und eine plötzliche heftige Erregung, ein inneres Aufjubeln erfaßt mich, wie blitzartig trifft mich die Macht der Schönheit dieser Gestalt, wie eine plötzliche Offenbarung kommt diese Macht mit allem Hinreißenden und Göttlichen, was sie hat, über mich. — Seltsam — ich war seither an so viel Gypsbildern und an allen Antiken der Münchener Glyptothek ziemlich stumpf vorübergegangen — hier zum ersten Male ging mir ein Licht über griechische Plastik auf, ergreifend und mich mit einer nicht zu beschreibenden tiefen Seelenfreude erfüllend!

Es war das freilich nichts Wunderbares, denn über mehr Dinge als die Schönheit der Plastik ist mir nachher plötzlich das rechte Licht — und zwar erst spät, oft unglaublich spät, aufgegangen — im Begreifen bin ich nur langsam, fürchte ich, meinen Jahren nachgekommen; aber solche Lichter erfüllen dann leider selten mit großem Jubel, sie sind schon mehr wie das Aufgehen des Lichts am Morgen, bei Sonnenaufgang, bei dem es kalt wird.

II.

Ich habe stets mit Vorliebe Lebenserinnerungen und Biographien von berühmten und unberühmten Leuten gelesen, und es ist mir aufgefallen, wie groß die Gleichartigkeit des Charakters, die Aehnlichkeit der Rolle ist, welche in den meisten derselben der Vater spielt. Er ist ein strenger wortkarger und sehr ernsthafter Mann, der, einst ein tapferer Lebenskämpfer, jetzt sich kühl gegen die Welt abschließt; er ist von unerschütterlicher Rechtschaffenheit, aber mehr engem als weitem Gedankenhorizont, und nur durch einzelne rührende Züge, welche meist erst gegen das Ende seines Lebens eintreten, verräth seine tüchtige und männliche Natur eine größere Tiefe des Gemüths, als man sie ihm zugetraut hat.

Ich habe in diesen Blättern ein abweichendes Bild von meinem Vater zeichnen müssen. Er hatte ganz jene Integrität, welche die Ehre des deutschen Beamtenstandes ist; aber daneben einen wunderlichen und schwer zu definirenden Charakter, in dem eine große Leidenschaftlichkeit, ein großer Idealismus und ein totaler Mangel an Ver-

ständniß der nüchternen realen Lebensmächte sich verbanden. Er war ein Kind einer Zeit, die Alles aus den Geleisen geworfen hatte, die alten gesicherten Verhältnisse der Familien, die Staatsbildungen, die Sitten, die Gesetze. Außerordentlich viel Menschen von Talent und Bildung sind in jenen Zeiten zu Grunde gegangen, weil alle Grundlagen, auf denen sich einst die Existenz sicher begründet aufbaute, zerbrochen waren, und sie nicht die Energie hatten, sich auf die neuen zu stellen. Mein Vater hatte diese Energie gehabt, er nahm in der Hierarchie des Staatsdienstes eine ganz respectable Stellung ein, aber man hatte ihn, der von Hause aus schwer jede Controle ertrug, doch gar zu weit procul a Jove gestellt. Und dazu hatte man bei einer Reorganisation der Behörden meinem Vater, dem einzeln stehenden Manne, außer allen juristischen Geschäften seines weitgedehnten Bezirks auch noch die sämmtlichen administrativen übergeben. Er besaß freilich eine bewunderungswürdige Arbeitskraft und bewältigte, was ihm oblag; ja er that noch unendlich viel mehr als seine Pflicht, indem er für seinen Bezirk rastlos thätig war, für Wegeanlagen, für Schul- und Kirchenbauten, für Verbesserung der Lage der armen Moorcolonistendörfer sorgte. Aber

leider war er doch zu sehr ein esprit remuant, mehr wenigstens, wie es in dieser kühl realistischen Welt gut ist, und nicht der Mann, nach „des Dienstes immer gleich gestellter Uhr“ seinen Gang zu reguliren. Auch fürchte ich, daß seine Vorgesetzten die Segel seines Selbstbewußteins und eines gewissen Souveränitätsgefühls, das in der ganz entlegenen Gegend über ihn gekommen, zu hoch gebläht fanden; und so entfernten sie ihn von seinem Amte und entlasteten ihn der Geschäfte, deren ihm aus leidigen Sparsamkeitsrücksichten, um das Gehalt für einen zweiten Beamten zu ersparen, viel zu viel auf die Schultern gebürdet worden waren. Er konnte sie hinter sich lassen mit dem Bewußtsein, viel Gutes gethan zu haben — seine Hand war für Alle offen gewesen, die ihn ansprachen, er war zugänglich und hilfsbereit gewesen für Alle und am meisten für das arme Volk. So erinnere ich mich, daß eines Tages ein gutmüthiges Bäuerlein, das stundenweit hergekommen, uns ein dunkelbraunes schwarzäugiges Mädchen, etwa vier oder fünf Jahre alt, in’s Haus brachte — er hatte, über die Haide gehend, des Kindes Mutter, eine arme Zigeunerin, in einem einsamen Schafstalle sterbend gefunden: sie hatte ihn in der Angst um ihr Kind, für

das sie in der weiten Gotteswelt keine Zuflucht wußte, angefleht, dieses meinen Eltern zu bringen; sie würden sich seiner annehmen. Und so war der Mann drei, vier Stunden weit mit ihm hergekommen und brachte, von den überraschten Hausgenossen umringt, beklommen und verlegen seine wunderliche Botschaft vor. Mein Vater aber beruhigte ihn sofort, und das Vermächtniß der armen Zigeunerfrau, die auf den geborenen Feind ihres Stammes, die gestrenge Obrigkeit, ihr Vertrauen gesetzt, ist im Hause meiner Eltern aufgezogen und herangewachsen, bis sie in Dienst gehen konnte. Sie hat dann in späteren Jahren als Dienstmagd im Stillen noch manchen Kranz aus wilden Blumen geflochten und auf meiner Mutter Grab gelegt.

Das Alles aber änderte nichts an der Thatsache, daß ich, in dem Augenblick, wo ich hätte die Staatsprüfungen ablegen müssen, ohne alle Mittel, die langen unbesoldeten Vorbereitungsjahre zum Staatsdienst zu überstehen, hilflos und ganz auf mich selbst angewiesen dastand. Und das war hart. Denn die Art unserer Jugendbildung ist wenig darauf gerichtet und war es damals noch weniger als heute, den Mann auf seine eigenen Füße zu stellen.

Wenn ihm die Laufbahn, für die er geschult und eingerichtet ist, versagt, sieht er sich ziemlich hilflos dastehen. Ich hätte der meinen allenfalls treu bleiben können, statt der langen, in jener Zeit noch viele Jahre raubenden Vorbereitung auf die Richterlaufbahn, Anwalt werden können — wenn ich mich in die Einsamkeit und Stille meiner ersten Heimath, jenes weltentlegensten Erdwinkels, hätte begraben wollen. Aber all meine Aspirationen strebten bereits einer reicheren und bewegteren Welt zu, einem anderen Leben — ich trug in mir wie ein stilles Bewußtsein, daß ich für die furchtbare Abhängigkeit des Staatsdienstes nicht bestimmt und nicht geschaffen sei. Mein eigentliches Ideal wäre das Leben eines begüterten Landjunkers gewesen; in Ermangelung der Güter hätte ich mich auch zu einem Privatdocententhum auf einer Universität entschlossen, aber da auch hierzu die Güter, die Anknüpfungspunkte, die „Hilfen“, wie der Reiter sagt, fehlten, so mußte ich mir damit helfen, daß ich endlich ein Privatdocententhum auf eigene Faust begann. Ich war mit meinem Vater und einem nächstältesten Bruder — ein zweiter blieb auf dem Gymnasium zu Osnabrück — nach Münster zurückgekehrt; es war im Jahre 1837, in jenem Sommer größter Er-

regung der Gemüther, als der erste Zusammenstoß von „Krone und Tiara“ erfolgte. Mein Vater schrieb in ironischem Tone ein Buch unter diesem Titel; aber mancherlei Versuche, in irgend eine andere Laufbahn zu gelangen, auf irgend einer festen Scholle Fuß zu fassen in diesem Eisgang unseres Lebensstroms, schlugen ihm fehl; der Arbeit war damals so wenig und der Menschen so viele im armen Deutschland; so wanderte er mit meinem Bruder aus in die damals noch so ferne, fremde Transatlantis: ich blieb zurück, vertrauend auf die Hilfsquellen, welche meine „Allotria“ mir bieten würden, die mir so oft von besorgten Freunden vorgeworfene Beschäftigung mit anderen Dingen als dem einen, was dem Juristen noth thut, den Pandekten. Das just half mir jetzt in der That, die erworbenen Kenntnisse der neueren Sprachen und die an Kunz von der Rosens tiefsinniger und ernster Narrheit, an Ulrich von Lichtensteins windbeuteliger Liebesodyssee geübte Feder — daß ich zu Helden meiner ersten literarischen Versuche zwei Narren genommen habe, ist mir, nebenbei gesagt, heute noch unverständlich. Zuerst ergriff ich ein Metier, für das der Franzose den bezeichnenden Ausdruck hat: je courrais le cachet. Und das Metier

gestaltete sich, da ich ja der Verwandten und der Beziehungen in der Stadt so manche hatte, bald leidlich und befriedigend. Man lebte von so wenig damals. Und ich habe nie das Bedürfniß dessen gekannt, was eine so große Rolle im Leben der Jugend zu spielen pflegt, des Vergnügens.

Doch blieb es immerhin eine schwere Zeit, die viel des Niederdrückenden und des Demüthigenden hatte, viel des Herzbeklemmenden und des Bittern, bis ich so weit kam und eine kleine zerbrechliche Selbständigkeit gewann. Vielleicht hatte ich auch Stunden, wo ich an jene gute Frau in München dachte, die mir einst einen so peinlichen und meinen gutmüthigen Optimismus störenden Eindruck gemacht hatte. Ich hörte sie in einer Unterredung mit meiner Hausfrau mit einem unverkennbar aus dem Herzen kommenden Tone sich den Tod wünschen; und das erschien mir damals als etwas so Ungeheuerliches und aller Vernunft Widerstreitendes, daß ich mehr Zorn als Mitleid mit der Frau fühlte. Vielleicht hatte ich jetzt Stunden, wo ich diese Frau begriff.

Aber nichts ist wahrer, als daß wenig auf unser Schicksal und Alles darauf ankommt, wie wir unser

Schicksal nehmen und es auffassen. Ich nahm das meine im Ganzen mit einer Gelassenheit, die vielleicht etwas von Leichtsinn hatte, in welchen sich doch auch Selbstvertrauen und Muth mischte. Doch war es nicht eigentlich das. Wenn wir aus warmen Klimaten kommen, oder nach heißen Sommern, tragen wir noch lange die leichten Kleider in den kälter werdenden Tagen. Wir haben so viel Wärme in uns aufgenommen, daß diese noch lange in uns vorhält. Ich hatte in meinem bisherigen Leben so viel von Wärme und Sonnenschein in mich aufgenommen, daß es mich in diesen Tagen, wo es kalt und dunkel um mich her wurde, warm und auch heiter erhielt.

Ich weiß nicht, wer es gesagt hat: die Frauen brüten über ihre Sorgen, die Männer werfen sie zur Thür hinaus, bis sie so stark geworden sind, durch's Fenster wieder hereinsteigen zu können. Auch das mochte sich bei mir bewähren. Ich ebenfalls warf wohl die meinen zur Thür hinaus, und wenn sie auch oft wieder mir in's Fenster meines engen Hinterstübchens schauten, so konnten sie mir doch nicht den großen Wechsel auf das Glück der Zukunft stehlen, den die Jugend in der Tasche trägt, freilich ohne zu wissen, welche Bank ihn acceptiren wird. Alle Schick-

sale sind eben erträglich, in welche sich nicht unsere Leidenschaften mischen und auf die Seite dessen stellen, gegen das wir zu ringen haben.

III.

Es freut mich jetzt, daß ich in all jener Zeit Annette von Droste nicht sah. Sie hatte einen jahrelangen Aufenthalt in der Schweiz bei einer verheiratheten, dort lebenden Schwester genommen. Wäre sie anwesend gewesen, so würde sie sich geängstigt und vergebliche Versuche gemacht haben, mir eine Stellung zu verschaffen; es war einmal in den Sternen geschrieben, daß ich auf keiner glatt geebneten Bahn durch's Leben wandern sollte.

Gesellige Anknüpfungen jedoch fehlten mir nicht. Eine alte Dame, eine Frau von Aachen, die in ihrem 75. Jahre dichtete, componirte, malte — Alles mit derselben hexenhaften Virtuosität — und die eine Bekannte meiner Mutter gewesen, brachte mich in Berührung mit Elise von Hohenhausen und deren in Münster verheiratheten Tochter; um diese letztere schloß sich ein kleiner

Kreis literarisch angeregter Menschen, der sich viel mit Immermann, mit Alexander von Sternberg, mit den ersten noch profanen und noch geistreichen Romanen der Gräfin Hahn beschäftigte und mehr noch für die Sand und für Balzac schwärmte. Als Vorleser glänzte in diesem Kreise ein Geheimer Rath Carvacchi, der seine Kunst Tieck abgelauscht haben wollte, ein Mann, der, obwohl ein wenig von dem, was die Franzosen Blagueur nennen, durch sein vielseitiges Interesse und seine in einem bewegten wechselreichen Leben gewonnene Weltbildung höchst anregend wirkte, dabei einen höchst liebenswürdigen unermüdlichen Diensteifer für alle seine Freunde hatte und mit eben solcher Unermüdlichkeit als wohlthätiges, verbindendes Glied der Geselligkeit diente. Mit einer sich stets gleich bleibenden Höflichkeit des Herzens scheute er keine Mühe, wenn es galt, einen Bekannten in seinen Bestrebungen zu fördern. So, als ich später einmal mit einer Novelle beschäftigt war, worin der bekannte Trenk eine Rolle spielt, erschien er früh eines Morgens bei mir und stellte mit freudestrahlendem Gesicht einen alten zinnernen, aber über und über mit Kritzeleien bedeckten Becher vor mich auf den Tisch: es war einer jener Becher, wie Trenk sie in seinem Kerker mit Gra=

virungen bedeckt hat, und es war ihm gelungen, solch eine seltene Curiosität für mich in Magdeburg aufzutreiben. Aehnlicher Aufmerksamkeiten und Liebesdienste hatten alle seine Freunde sich von ihm zu berühmen. — Die lyrische Poesie, eine weiche und schwermüthige Poesie der Gemüthsinnigkeit, vertrat ein junger Dichter, W. Junkmann, eine reiche Seele voll Romantik und paradoxer Lebensanschauungen; und die âme damnée unseres Kreises war eine Convertitin, ein Fräulein Louise von Bornstedt aus Berlin, die unter dem Titel „Pilgerklänge einer Heimathlosen" Gedichte herausgegeben hatte — einer der wunderlichsten Frauencharaktere, der mir je vorgekommen ist. Man hätte auch von ihr sagen können: Il semblait que née du commerce de deux anges elle eut sucé le lait d'une Furie; ein wirkliches lyrisches Naturell, Gemüth und aufrichtiger Enthusiasmus vereinigte sich in ihr mit Schlauheit, Komödiantenthum und einem Geist der Intrigue, der Alles gegen einander zu hetzen liebte. Sie war der Hecht in unserem Karpfenteich; später im Leben ist sie Karl Gutzkow begegnet und er hat ihr Züge zum Charakter seiner Lucinde in dem Zauberer von Rom entlehnt. Außerhalb dieses Kreises fand ich in meinen Stu-

dien und Arbeiten Förderung durch den Professor der Akademie Dr. Schlüter, einen Mann von außerordentlich vielseitigem Wissen und eine anima candida, wenn je einer lebte, mit dem ich Coleridges Gedichte übersetzt und der — ohne glänzenden Erfolg — meinen unphilosophischen Kopf für jene Ideen Jakobis, Baaders, Schellings, die bei ihm den Unterbau einer katholischen gläubigen Weltanschauung bildeten, empfänglich zu machen suchte. Ich war auch eine anima candida, aber mit dem Katholicismus war's bei mir zu Ende. Ich stand nicht mehr darin, nur noch davor wie vor einem großartigen und erhabenen, auf der Bühne der Weltgeschichte tragirten Schauspiel, mit Scenen voll erhabener Poesie, für die ich schwärmen konnte, mit ergreifenden Charakteren, mit blendenden Pracht- und Sieges- und Krönungszügen — und dann auch mit Kerkerdecorationen, Mordscenen, heiligen Scheusalen, blutigen Katastrophen, in denen die edelsten Helden zu Grunde gingen; und wenn ich auch den ethischen Gehalt, die welthistorische Culturidee in diesem großen historischen Schauspiel nicht verkannte, konnte mir doch längst alle Philosophie nicht mehr den Deus ex machina darin plausibel machen, den die Schauspieler im Stück an ihren

Fäden hatten und regierten. Ich habe auch nie mit Zweifeln zu ringen, zur Freiheit mich schmerzlich durchzukämpfen gehabt, wie es vielen anderen, vielleicht tiefer angelegten Naturen beschieden ist. Aus der historischen Richtung, die mich beherrschte, ist mir ganz von selbst die Freiheit als eine einfache Consequenz gekommen, und ich möchte allen gebundenen Seelen noch heute zurufen: Die Geschichte wird euch frei machen. Eure Naturforschung lehrt euch nie die ganze Natur mit all ihren Wundern kennen; aber die Geschichte lehrt euch den ganzen Menschen und Alles, was sein eingeborenes Glaubensbedürfniß an Wundern zu leisten im Stande ist, kennen.

Das Journal, welches damals am rührigsten und mit der eifrigsten Hingabe, mit der rücksichtslosen Ueberzeugungstreue, die sich nicht darum kümmert, ob sie sich mit jedem Schritte Feinde und Widersacher erweckt, die modernen Ideen vertrat, war Karl Gutzkows Telegraph. Ich sandte ihm Beiträge, welche bereitwillige Aufnahme fanden, und ich wurde für lange Zeit regelmäßiger Mitarbeiter an diesem Journale; und da mein Talent weder stark noch reif genug war, um eigene Schöpfungen von Erheblichkeit hervorzubringen, kritisirte ich mit der neidens-

werthen Naivetät meiner grünen Jugend und mit einer so dilettantenhaft gewonnenen Bildung die Schöpfungen Anderer; heute danke ich den Göttern, daß der rasche Schritt der Zeit alte Journale vom Jahre 1838 in das vollständigste Nichts hinuntergestampft hat, und daß die Menschen leben wie die Goldfische in einer Fontaine, daß beständig das alte Literaturgewässer von ihnen abfließt und ihnen neues zuströmt. Doch nahm Gutzkow meine Beiträge gern und entfernte die jugendlichen Auswüchse meines Stils, und da ich vor seiner geistigen Ueberlegenheit und seinem heiligen Feuereifer für die Interessen der Literatur, vor dem sittlichen Ernst, womit er für seine Ueberzeugungen kämpfte, einen großen Respect hatte, traten wir in die besten und lebhaftesten Beziehungen zu einander. Und diese Beziehungen waren mir nur wohlthuend. Gutzkow orientirte mich in der mir fremden Schriftstellerwelt, und seine Schneidigkeit gab mir Eisen in's Blut. Das Schauspiel der Kämpfe aber, in welche er mit der verletzten Eitelkeit so mancher von ihm ecrasirten winzigen Tagesgröße gerieth, bestärkten mich in der Scheu vor dieser Welt, in der ein Gutzkow, der denn doch wie ein Gigant in ihrer Mitte stand, auf so viele hämische Angriffe und Feindseligkeiten

stieß. So freut' ich mich zwar, wenn er später mich versicherte, wie er sich „zu dem eigenthümlichen Geist, der aus all meinem Thun und Lassen spreche", innigst hingezogen fühle, aber wenn er dabei es seinen Lieblingswunsch nannte, den Telegraphen einmal mir, dem er allein den Tact und die Umsicht, die dazu erforderlich seien, zutraue, zu übergeben, sobald er sich von der Lenkung zurückzöge, so dankte ich ihm doch herzlich für eine solche Cession, die in meinen damaligen Verhältnissen sehr viel Verlockendes hatte. Die Lebenskunst ist eben Abwehr alles dessen, was uns aus unseren eigenen Geleisen heben will, und bevor ich diese Kunst besaß, hatte ich ihren Instinct.

Ich bin der Zeit voraufgeeilt und in's Jahr 1840 gelangt, während ich doch noch aus den zwei früheren zu erzählen habe. Zuerst, daß Annette von Droste zurückgekehrt war und daß ich sie wiedersah. Es lagen sieben Jahre dazwischen, daß ich nicht in ihrem Rüschhaus gewesen; sie war, wie mir schien, nur wenig älter geworden und sah viel gesunder und viel stärker aus. Aber älter war ich geworden, alt genug, um, wenn nicht die ganze geistige Bedeutung dieser seltenen, ja einzigen Natur zu erkennen, doch sie zu ahnen und davon nachhaltig gefesselt zu wer-

den. Ich ging jetzt sehr oft zu ihr hinaus; es wurde dazu ein Wochentag festgesetzt, den ich mir von meinen Stunden frei machte; und so wurde ich bald, da sie mit der Mutter oder auch ganz allein auf dem einsamen Landsitz wohnte und höchst selten in die Stadt kam, ihr Hauptvermittler mit der Stadt und auch einem guten Theil ihrer Welt. Obwohl sie mir nicht viel mehr als ein kritisches Talent zutraute, nahm sie herzlichen Antheil an meinen Arbeiten und setzte auch ihre Verbindungen in Bewegung, mir den Eintritt in irgend eine Laufbahn im Staatsdienst zu verschaffen — aber ach, die Verbindungen des einsamen Landfräuleins reichten nicht weit, und ich freute mich im Stillen der Erfolglosigkeit — mit jenem Instinct, den ich eben erwähnte. Sie hatte damals vier erzählende Gedichte geschrieben, von denen sie das erste, als eine romantische Jugendarbeit, verworfen, die drei letzten nebst einigen wenigen lyrischen Gedichten in einer Münster'schen Verlagshandlung ohne ihren Namen hatte erscheinen lassen (1838), nachdem über das Passende eines solchen Schrittes für ein adeliges Fräulein viel Verhandelns mit der Mutter gewesen. In der That blieben diese Gedichte vollständig unbeachtet. Nun wurde ihr mannigfach zuge-

sprochen, ihre Gabe in anderer Weise, namentlich in Prosa zu versuchen: aber da die Lust am Schaffen bei ihr nicht die Energie hatte, sie aus dem angenehmeren Träumen zur That zu führen, so blieb es eben dabei.

IV.

Es war im Sommer 1839, als eines Tages ein merkwürdig offen und gutmüthig aussehender wohlgenährter junger Mann bei mir eintrat; ich erschrak fast bei seinem Anblick, denn ich glaubte meinen todten Freund bei mir eintreten zu sehen, so groß war die Aehnlichkeit mit dem so traurig durch Selbstmord untergegangenen Mitschüler. Aber hatte man diesem früh einen berühmten Namen prophezeien dürfen, der eben Eintretende hatte sich ihn bereits glorreich erworben — es war Ferdinand Freiligrath. Ich war natürlich hoch erfreut, ihn kennen zu lernen. Er kam aus Barmen, wo er damals noch lebte, und war, begleitet von einem Maler Schlickum aus Düsseldorf, auf einer Streiferei durch Westfalen begriffen, um es gründlich kennen zu lernen und zu

beschreiben, während sein Begleiter die malerischen Punkte des Landes zeichnen sollte. Es hatte damals ein buchhändlerisches Unternehmen: „Das malerische und romantische Deutschland“, Glück gemacht; in diesem Werke, das den einzelnen Ländern einzelne Sectionen widmete, war Westfalen nicht vertreten, und so hatte sich ein Verleger in Barmen entschlossen, diese Lücke durch ein „malerisches und romantisches Westfalen“ zu ergänzen; er hatte Freiligrath, der eben seine kaufmännische Laufbahn aufgegeben und im Begriff stand, sich in einem Rheinstädtchen niederzulassen, für die Lieferung des Textes gewonnen und den Düsseldorfer als Zeichner ihm beigegeben. Ich zeigte ihm nun, was ihn in meiner alten westfälischen Hauptstadt interessiren konnte, und dann verabredeten wir ein Wiedersehen auf einem Gute im Lippeschen, seiner Vaterstadt Detmold nahe. Wir trafen uns da nach einigen Wochen in einer der meinigen befreundeten Familie, die ich schon von einem früheren Besuche her kannte; denn seit je war das von einem Herrn Tenge, dem Besitzer der Grafschaft Rietberg, bewohnte Gut Barkhausen mit liebenswürdigster Gastlichkeit Freunden und Bekannten aus Nah und Fern geöffnet gewesen; so trafen wir uns dort für

einen achttägigen Aufenthalt, der unterbrochen wurde durch Ausflüge nach Bielefeld, auf die Ruinen des Sparenbergs und Detmold. Freiligrath war seit langer Zeit nicht mehr in seiner Vaterstadt gewesen und kehrte jetzt als ein im ganzen Vaterlande rühmlich bekannter Dichter zurück. So wurde er viel gefeiert; ein ländliches Fest wurde ihm an einem Vergnügungsort auf einer der dem reizend liegenden Ort benachbarten Höhen, dem „Peters-Stieg“, gegeben, wo von der eleganten jungen Welt Detmolds auf dem grünen Rasen ein Ball improvisirt wurde — und dann machte man den Versuch, ihn dort als fürstlichen Bibliothekar festzuhalten, was er aber ablehnte. Der Grundstein zum Hermanns-Denkmal war damals noch nicht gelegt, und mehr als mit der Idee von Bandels beschäftigte man sich eben mit den curiosen Ideen, die Franz Dingelstedt in einem Aufsatz: „Ferdinand Freiligrath,“ in K. Gutzkows Jahrbuch der Literatur, Hamburg 1839, über die Culturzustände des Lippeschen Landes verbreitet hatte und über die man höchst entrüstet war. Dann mit den Erinnerungen an den seit drei Jahren hingeschiedenen Grabbe. Dabei kamen denn nun allerhand nicht feine und manche in hohem Grade anstößige Dinge

zu Tage; man sah, ein Prophet war Grabbe in seiner Vaterstadt auch jetzt noch nicht, und Freiligrath tobte endlich, als wir einmal wieder allein in unserem Gasthof waren, einen wahren Berserkerzorn wider all diesen Philisterklatsch aus, in dem jede Anerkennung der großen und mächtigen Dichterflamme erstickte, die sich im Leben leider mit so viel faulem und eklem Brennstoff genährt hatte. Wir gingen in Grabbes Wohnung zu dessen Wittwe, die mit großer Zungenvolubilität den alten Bekannten aus ihrer Jugendzeit aufnahm und uns in das mit großen Abbildungen der Externsteine verzierte, sehr einfach bürgerlich eingerichtete Empfangs- und in das kleine Wohnzimmer ihres Mannes führte. Sie machte einen nicht angenehmen Eindruck, die kleine wohlgenährte, überaus lebhafte Frau mit ihrer mielleusen Beredtsamkeit: wie von einer aus ihren Angeln geworfenen und mit Leidenschaftlichkeit gepaarten ordinären Natur; und es trug Alles umher das Gepräge erdrückender Kleinbürgerlichkeit.

Ich hatte damals von Grabbe sehr wenig gelesen. Bei der Beschäftigung mit ihm ist mir dann später das aufgefallen, daß in den Anfängen aller westfälischen Dichter — und Grabbe ist ja über den Anfang, über den Anlauf

zu einem Dichter der eigentlich nie hinausgekommen, der gewaltig gährende Most hat sich bei ihm nie zu klarem goldigem Wein abgeklärt — daß in ihren Anfängen allen ein merkwürdig verwandtes Element liegt. Franz von Sonnenberg stürmt in seinem Donatoa Himmel und Erde zusammen. Er besingt eine Welt, die sittlich und physisch so morsch in sich zusammenbricht, daß sie der donnernde Urkraft-Gott Donatoa selber nicht mehr retten kann; er wagt sich an das Ungeheuerlichste, zu dem je das Wildfeuer poetischen Wahnsinns emporgelodert ist. Und nun Grabbe, dem das Gewaltsame, Uebermenschliche, Titanenhafte Poesie ist, der über das künstlerische Maß hinaus sich bis in das krampfhaft Outrirte verirrt, und der aus einem Dichterleben selber einen Zerstörungsproceß des Lebens macht, so daß Tieck die Poesie seine geborene Feindin nannte, und ihm der „Dichtung Flamme zum Fluche" wird. — Und dann Freiligrath, der in der ersten Zeit seines Schaffens, in der vollen Jugendkraft seiner Productivität mit einer gewissen Unbändigkeit, mit dem unaufhaltsamen Schwung seiner Phantasie sich hinausstürzt in die allerweitesten Fernen und da allen möglichen Naturwundern, Farbeneffecten und grell beleuchteten Scene-

rien nachgeht, die er in dröhnenden Rhythmen und einem oft ganz türkischen Schellengeklingel von Reimen wiedergiebt! Seine spätere Entwickelung hat gezeigt, wie sehr ihm Unrecht gethan wurde, wenn ihm deshalb Mangel an Gemüth vorgeworfen wurde. Aber so viel ist gewiß, selbst als er sein Gedicht „Poesie“ schrieb, ahnte er so wenig wie Grabbe, daß die Poesie einzig im Menschenherzen und dem, was das Menschenherz spiegelt, zu suchen ist. Und sodann Annette von Droste; zu ihrem Anfange gehören die Schilderungen der Schrecken der Alpenwelt, die ihr in Wirklichkeit so fern lagen wie Freiligrath die Städte der Pentopolis oder die Babd-el-Mandab-Enge; dann giebt sie, die Frau, ein großes Schlachtgemälde voll packendster Realität; und mit Vorliebe sucht sie erschütternde Wirkungen zu üben durch das Hereinziehen einer mystischen Nacht- und Schattenwelt, und die Schauer des Dämonischen, des Geheimnißvollen und des Visionären oder Spukhaften.

Es ist also von einem gemeinsamen Zuge in diesen westfälischen Dichtern zu reden, und es muß etwas in der Stammesnatur sein, was dieser Gleichartigkeit zu Grunde liegt. Und stelle ich mir selber die Gewissensfrage nach

einem eigenen Antheil an diesem Gemeinsamen, so kommt mir der Glaube, daß es gerade der Antheil daran ist, was mich nur mit stiller Scheu an meine Jugendversuche denken läßt; ich weiß, daß darin eine ungezügelte und das feinere Kunstgefühl verletzende Sucht herrscht, dem Leser eine große Menge möglichst wunderlicher Gestalten und überraschender Begebenheiten und an Charakteren und Geschehnissen möglichst viel des Frappanten und Originellen zu liefern. Es wird da im Farbenreichen und Spannenden die Poesie gesucht, die doch nur durch Vertiefung in's Innere der Menschenbrust gefunden werden kann, und es wird zu wenig erstrebt, das einfach Alltägliche und schlicht Natürliche, wie es durch seinen gemüthlichen Inhalt poetische Bedeutung erhält, zu zeigen: und so spielt eine von der wahren, innerlich belebenden und organisirenden Dichterphantasie sehr weit entfernte Einbildungskraft ihre Rolle in vielen meiner Arbeiten, die ich deshalb von der Sammlung meiner „Ausgewählten Romane" ausgeschlossen habe.

Es liegt zunächst in jenem gemeinsamen Zuge etwas Kindliches; die Freude am Wunderbaren, in der Natur oder im Leben mit befremdenden, glänzenden, großen For-

men oder mit gewaltigen, zerstörenden Kräften Auftretenden. Der Verehrungssinn und der Zerstörungstrieb halten sich im Kinde die Wage. Daß nun ein gewisser kindlicher Sinn sich lange in den Naturen erhält, die in einer patriarchalisch einfachen und dem modernen complicirten Leben fremd gebliebenen Welt sich entwickeln, kann nicht auffallen. Sie ahnen nicht, daß diese moderne complicirte Welt äußerst blasirt und skeptisch ist und an nichts mehr hinaufsieht, von nichts mehr sich imponiren läßt. Weder von Grabbes bluttrinkendem und berserkerwüthigem Herzog Theodor von Gothland, noch von Freiligraths nach Menschenfleisch verlangendem Neger, noch von der Droste „Vorgesichte". Und so geben sie Bilder und Gestalten, von denen ihre eigene Seele noch sich ergriffen fühlt, einer ganz anders gestimmten Welt.

Jedem kindlichen Volke ist der Drang in die Ferne eigen, den Westfalen zu allen Zeiten die Wanderlust; was Wunder, daß auch ihre Poesie diesem Triebe folgt und, statt sich mit dem nahe Liegenden und den schlichten Erscheinungen ihres Alltaglebens zu beschäftigen, auszieht, um das Wunderbare, das Große, Gewaltige, Frappante zu suchen; daß sie über das stille und wenig belebte Leben

daheim hinaus das höchst belebte, statt der eintönigen Erscheinungen daheim die Welt der Phantasmagorie suchen. Ich könnte auf eine analoge Erscheinung bei den stammverwandten Engländern hindeuten. Nirgends mehr als in diesem nebelverschleierten Albion liebt man die grelle Farbe; in einer englischen Kunstausstellung nimmt man ein wunderliches Schwelgen in Farbenunmöglichkeiten wahr; und im selben England, vielleicht in den Stunden tödtlich öder Sonntagsnachmittage, in einem Familienkreise von tugendhaftester Langeweile, werden die Sensationsromane geschrieben. Und dann, der Westfale ist eigentlich eine gründlich realistische Natur, ausgerüstet mit einem starken Thatsachensinn; wenn er einmal sich daran macht, etwas zu geben, so soll's nicht in leisem lyrischen Wehen versäuseln, sondern voll und wuchtig auftreten. Haben wir doch auf dem religiösen Gebiet etwas Aehnliches gesehen; der Westfale ist im Grunde nicht von einem vorwiegend religiösen Naturell: als ihn aber einmal, im 16. Jahrhundert, die große religiöse Frage erfaßte, stürmte er sich sofort in die tolle Wiedertäuferei hinein; er grabbisirte das zahme Lutherthum — und so sind der wirkliche König von Sion und der fingirte Mohrenfürst Freiligraths

vielleicht verwandtere Gestalten, als man denkt. Und last, not least, er ist absolut nicht demonstrativ; er verschließt sein Gemüthsleben; seine ganze Erziehung und die bei ihm geltenden Lebens- und Umgangsformen drängen es zurück; seine scheue Verschlossenheit liegt in seiner Natur; und so werden nie aus seinem Stamme die Gefühlshuber und Gemüthskrämer hervorgehen, die bei dem Publikum, das gerührt zu werden liebt, so wohlfeile Erfolge finden. Denn nichts ist leichter, als mit Gefühl und schöner Seelenhaftigkeit zu kokettiren, weil der wahre und echte Ausdruck des Gefühls nicht zu den Dingen gehört, die Jedermann beobachtet hat; die Schilderung und Darstellung desselben, mag sie nun wahr oder ganz falsch und verkehrt sein, wird aber vom Publikum in seinem Bedürfniß, gerührt zu werden, gutmüthig auf Treu und Glauben hingenommen und bewundert. Und doch sind diese Schilderungen des Gehabens empfindsamer Seelen, hypertrophischer Herzen oft nichts als widerwärtige Schönthuerei und falscheste Sentimentalität.

Ferdinand Freiligrath setzte seinen Wanderstab durch Westfalen weiter fort; ich kehrte von Barkhausen, wo damals auch Mathilde Rawen zum Besuche war, nach

Münster heim; er schrieb mir zuerst von Barmen aus am 12. August 1839 einen Brief voll heitersten Jugendübermuthes; und dann, nachdem er in Barmen seine Zelte abgebrochen und in der Nähe von Honnef, wohin er anfangs ziehen wollte, einen anderen zusagenderen Wohnort in einem idyllischen Rheinstädtchen gefunden, schrieb er am 9. September 1839:

„Honnef liegt eine Viertelstunde vom Rhein ab, am Fuße des Drachenfelsen. Kaiser Heinrich IV. hat dort einen Theil seiner Jugendzeit verlebt, ich aber bin weder ein Bischofsmündel, noch wohn' ich im Lande, wenn ich das Wasser haben kann. Und so sitz' ich denn hier in Unkel, hab' ein Belvedère hart am Rhein, um das mich ein Fürst beneiden würde, lasse mir von Trinchen Unkeler Rothen credenzen und schreibe am malerischen Westfalen, so gut es unter Rolandseck gehen will:

‚In seiner Trauben lust'ger Zier,
Der dunkelrothen wie der gelben,
Seh' ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben.'

„Und der Römer muß getrunken sein! — Die Romantik ist der Wein, von dem er schäumt; die Minne

seines Weines Blume! — Mir ist fabelhaft wohl hier, Alter!

„Einsam ist's hier, lieber Kerl! Das Oertchen ist so kleinstädtisch wie nur möglich; etwelche Engländer und Adelige jedoch, die übrigens ganz abgesondert sich halten, haben den guten Krähwinklern schon den Comment beigebracht, und man kann darum thun und lassen, was man will. Ich lebe ganz der Natur und meiner Arbeit und cultivire durchaus keine Gesellschaft als die meiner guten alten Speisewirthin zur Löwenburg und ihrer beiden artigen Nichten, guter Naturkinder, mit denen sich ein traulich Wörtchen schwätzen läßt. Ein paar Originalkerle, die außer mir Stammgäste sind, gereichen mir zum Amüsement und zum Studium. Es läßt sich kein vernünftig Wort mit ihnen reden, aber es sind Figuren, wie man sie einmal in einem Roman oder einer Novelle gebrauchen kann.

„Komm an den Rhein, Kerl! — Ich denke hier mit 180 bis 200 Thalern jährlich ganz famos herumzukommen. In dem Hause, von dem ich die ganze, aus fünf Zimmern bestehende hübsche Mansarde inne habe, wohnt außer mir Niemand; zehn Mal des Tages saust der Dampfer mit grünen Schleiern flaggend, unter meinen

Fenstern vorbei: man ist so einsam und doch so in der Welt.“

Im October dann besuchte ich ihn in dem reizend unmittelbar am Rhein liegenden Unkel und fand ihn inmitten der schönsten Natur in einer Art von bewegtem dolce far niente schwelgen. Ein paar junge, ohne viel Talent literarisch strebsame Menschen von größerer Harmlosigkeit als geistiger Bedeutung leisteten ihm nebst seinem zeichnenden Amanuensis Schlickum und nebst Strolch, dem treuen Jagdhund, der nie recht wußte, wo er in der lustigen Massoney hingehöre, Gesellschaft; ein paar junge Frauen, die wir „the merry wives of Windsor“ nannten, wohnten während des Herbstes auf ihrem benachbarten Weingut und belebten den Kreis; kleine Ausflüge wurden nach allen Seiten gemacht, die schon länger werdenden Abende in der Löwenburg, dem Hauptquartier, mit dem Erzählen von guten Geschichten aller Art zugebracht. Dabei zeigte Freiligrath sich ganz besonders empfänglich für die Wirkungen einer guten Gespenstergeschichte, woraus denn ja auch seine „Die Rose“ entstanden ist. Er trug sich damals mit dem Gedanken eines Cyclus von Gedichten, der eigene Erlebnisse umfassen sollte; die „Rose“ sollte ein Bruchstück

daraus sein — dann erweiterte sich der Plan zu etwas wie einem deutschen Childe Harold, und endlich versank er in die Reihe — der guten Vorsätze!

Mit der Weinlese auf Karl Simrocks Gut im nahen Menzenberg, wo wir die Trauben für zukünftiges „Drachenblut“ sammeln halfen, schlossen für mich diese Tage, nach denen ich, von Freiligrath bis Bonn geleitet, nach M. heimkehrte. Gearbeitet war da natürlich nicht viel worden; das Einleitungsgedicht zum malerischen und romantischen Westfalen hatte Freiligrath geschrieben; als er dann aber die Prosa begonnen, hatte er unerwartete Schwierigkeiten gefunden; entmuthigt betheuerte er, er habe kein Talent für die Prosa, und das mochte richtig sein, obwohl er geistreiche, durch Humor und Witz höchst liebenswürdige Briefe schrieb; kurz, die Arbeit war nicht gefördert zum Kummer des Verlegers, der seinen Abonnenten bestimmte Lieferungen versprochen hatte. War der bekümmerte Sosier doch schon eines Tages selber den Rhein heraufgedampft gekommen, in sehr kriegerischer Stimmung und todesernster Entschlossenheit, nicht zu kehren ohne wenigstens ein Stück weiteren Textmanuscriptes. Aber der Gute war trotz seiner unangenehm überraschenden

Erscheinnng doch mit so unendlicher Wärme und Herzlichkeit aufgenommen, daß er sich nach und nach besänftigter und heiterer der hier herrschenden Stimmung hingegeben, den schäumenden Kelch, den die frohgemuthete Jugend ihm immer wieder gefüllt, immer begeisterter wieder geleert hatte — bis ihm endlich die irdischen Sorgen um Manuscript, Lieferungen, Abonnenten und anderes Erdenelend in die wesenlose Schattenwelt tiefen Traumes hinabgesunken: in diesem Zustande hatte man ihn auf das Verdeck des nächsten Dampfers gebracht, der ihn dann wieder glücklich rheinabwärts trug in die Arme der liebenden Gattin. Diese mag denn freilich sich aus Herzensgrunde dem drastischen Urtheile angeschlossen haben, welches über einen dem Unkeler benachbarten Poetenkreis, den von Sophie Laroche in Ehrenbreitstein, einst die würdige Hausmutter sprach, von der bei Stramberg im Rheinischen Antiquar, Abth. II., Bd. 1, Seite 100 zu lesen.

Als ich, heimgekehrt, nun zunächst über die stillen Kämpe nach dem einsamen Rüschhaus hinausging und Annette von Droste von den sonnigen Herbsttagen am Rhein, von denen Carl Simrock ja dazumal just gesungen:

An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein
Mein Sohn, ich rathe dir gut,
Da geht dir das Leben so lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth —

erzählte, schalt sie zwar solche „Verwilderung“, aber angeregt dadurch schrieb sie ein — für die Veröffentlichung nicht berechnetes Lustspiel in einem Act: „Dichter, Verleger und Blaustrümpfe“, auf das ich wohl zurückkomme.

Mit Freiligrath aber spann sich der lebhafteste Briefwechsel fort über eine Menge gemeinsamer Interessen und Beziehungen. Er gab mit Simrock und Matzerath ein rheinisches Jahrbuch heraus, bei dem ich nach Kräften half; der Rolandsbogen stürzte ein und für die Herstellung wurde gesammelt; Immermann starb und ein literarisches Denkmal zu seinem Gedächtnisse wurde von Freiligrath geplant; in all den langen, über solche und andere Angelegenheiten geschriebenen und mit einem eigenen Talent des frischesten Herzensergusses hingeworfenen Briefen des Freundes herrschte die froheste, bis zum Uebermuth gehende Heiterkeit, wie sie nur bei unendlicher Herzensgüte und frohes Kraftgefühl geben kann. Und dann kam ein Augenblick — freilich nur ein kurzer Augenblick, — wo „eine

Lebenskrisis“ sich vorbereitete, wo er, „von den Conflicten des Lebens“ gefaßt, das Gleichgewicht nicht wieder finden zu können hoffte, wenn er der Welt nicht mit blutendem Herzen Lebewohl sage, oder „wenigstens in einem wilden, wilden Walde Einsiedelei treibe“. — Gottlob, die Krisis löste sich bald — und die nächsten Briefe schon zeigten das Gleichgewicht wiederhergestellt, bis er mir seine Verlobung (im September 1840) ankündigte und schrieb:

„Kerl, ich bin ungeheuer glücklich! In mir jubelt's und singt's und jauchzt es! Solch ein Mädchen giebt's nicht mehr, solch ein gutes, schönes, liebes, gescheidtes, herziges! Ich bin wie im Himmel! — Komm bald, daß ich dir Alles erzähle! Denn schreiben mag der Teufel Alles! Es ist ein ganzer Roman! Du wirst dein blaues Wunder hören!

„Daß ich faul gewesen bin all die Zeit über, wirst du dir jetzt erklären können. Namentlich hat das arme Westfalen schnöde brach gelegen, und die Lust dazu ist mir, aufrichtig gestanden, ganz und gar vergangen. Des Verlegers Vorschlag an dich kommt mir eigentlich durchaus à propos. Du kannst das Ding besser als ich. Du hast in jeder Beziehung mehr das Zeug dazu, hast mehr Kennt=

nisse, mehr Begeisterung, der Lambertithurm schaut dir in's Fenster, dem Friedenssaal kannst du's, die Haide rauscht um dich herum — ich möchte meinen Freistuhl Keinem lieber cediren als dir. Schreib' also bedingungsweise zu und pack' dein Bündel gleich, wie du diesen Brief empfängst, damit wir mündlich Alles richtig machen können. Laß aber keinen Tag verstreichen."

Die letzten Zeilen bezogen sich auf den mir gewordenen Antrag, das unternommene Buch über Westfalen zu schreiben, dem ich mich denn jetzt leider unter Bedingungen unterzog, die mir nicht Zeit und Muße zu gründlicher Ausführung ließen.

Ich begab mich im Herbst 1840 also wieder an den Rhein, und es folgte wieder eine Reihe schöner und fröhlich durchschwärmter Tage. — Damals lebte in Bonn Berthold Auerbach, und ich erinnere mich namentlich eines frohen Zusammentreffens und einer bis tief in die schöne Mondnacht hinein verlängerten Sitzung mit Auerbach, Simrock, Fr. Giehne und Ludwig Braunfels auf der Insel Nonnenwerth, die damals noch nicht als Kloster gesperrt, sondern gastlich den Besuchern geöffnet war.

Carl Simrock ist nun in den jüngsten Tagen auch

hinübergegangen in das Land der Sage, wo die Helden, die er dem deutschen Volke wiedergegeben, es ihm lohnen mögen; der gute, stets ein wenig sorgenvolle Simrock, dessen trockener Humor so wenig von der forcirten rheinischen Witzhascherei hatte! Und Giehne, damals der gefeierte süddeutsche Publicist, den heute Niemand mehr kennt! Welch verschiedene Geister in jener Nacht der stille Mond, der über dem Drachenfels stand, auf dem romantik-umwobenen Eiland des Ritters Roland beschien; und alle doch bewegt von demselben Cultus jugendlicher Ideale, demselben muthigen Schaffensdrang, denselben goldenen Zukunftsträumen, und nichts ahnend von dem, was die leise die Ufer umplätschernde Rheinnixe über diese Zukunft den schwärmerischen Jünglingen Verhängnißvolles zusang!

Als wir uns in dem alten Klostergebäude zur Ruhe begaben, bezogen Freiligrath und ich dasselbe Zimmer, und plauderten, weil der Schlaf nicht kommen wollte, noch lange. Vielleicht sprachen wir von der westfälischen Heimath oder von etwas Anderem, das mich darauf brachte zu erwähnen, ich habe den Urenkel des Anführers jener aus Westfalen bestehenden Cohorte gekannt, die unsern

Herrn gekreuzigt. Er kannte die alte Geschichte, die mehr ein Gelehrtenscherz als eine Sage ist, sehr wohl; aber dieser Scherz erfaßte jetzt plötzlich seine erregte Phantasie; er ward ihm zum Motiv eines Gedichtes, und sofort schien Alles lebendig vor ihm zu stehen; mit raschen Worten gab er an, wie der Hergang darzustellen sei — bis zum Ende, bis zu den um den Mantel würfelnden Kriegsknechten. „Und dann," rief er aus, indem er aufsprang, in den Kreis des hellen Mondlichts trat und mit tragischem Pathos die Decke seines Bettes als Mantel um die Schultern schlug, „und dann zum Schluß:

In Christi Mantel der Germane"!

Freiligrath reiste bald darauf nach Stuttgart, um mit Cotta zu verhandeln; ich begleitete ihn rheinaufwärts bis Mainz, bis Frankfurt; wir genossen Beide zum ersten Male in unserem Leben den erregenden Genuß, auf einer Eisenbahn — auf der noch nicht seit Langem eröffneten Taunusbahn — zu fahren. In Frankfurt lernten wir Franz Liszt, der dort eben Concerte gab, kennen, und in einer Abendgesellschaft die Frankfurter Schriftstellerwelt von damals, zu der auch Theodor Döring — begriffen auf einer Gastrollenreise — sich gesellt. Beim Nachhause-

gehen tobte Freiligrath einen flammenden Zorn gegen die ganze „Bande", aber noch mehr gegen sich selber aus — bei all der elektrisch sprühenden Geistreichigkeit und den Scherzen und Witzen der erregten Gesellschaft hatte er schweigsam dagesessen, und nun lastete es auf ihm, daß sein ganz innerliches Gemüths- und Phantasieleben in solcher Welt doch in so tiefem Schatten stehe. Ich hatte Mühe, seine Zerknirschtheit zu beruhigen. Er begleitete mich darauf am anderen Tage, wo wir Döring in Mainz als „armen Poeten" auftreten sehen wollten, bis Mainz zurück. Aus Groß-Monra bei Weimar, aus dem Hause seiner Braut, schrieb er dann im November einen Brief, worin jene Scene noch nachklang:

„Mein lieber, guter, alter Levin! Der wievielte October war's doch? — Ich hatte Dich in meinem Pelz an die Abfahrtsbrücke begleitet, die Prinzessin Marianne machte majestätisch ihren Bogen und zog dann rasch herunter nach Geisenheim und der Lurlei und unserem lieben Unkel. Du standest in der Nähe des Steuers, ich sah dir lange, lange nach, länger, als du vielleicht gedacht hast, mir war ungeheuer trüb zu Muthe. Ich habe dich sehr, sehr lieb, Levin! Unser jetziges Zusammegsein hatte

uns erst recht verbunden, so mancher verwandte Ton in uns war erst jetzt angeschlagen, wir hatten uns in dem kleinlichen, miserablen Literaturtreiben von Mainz und Frankfurt als ein paar stolze Einsiedler an's Herz gedrückt, und ich war weich genug gewesen, mir die Thränen des Zornes und der Wehmuth, die mir das Unwesen eines Abends entpreßte, von deinem Freundesmund fortküssen zu lassen. Sieh', dergleichen Situationen binden für's Leben! Hätt' ich dich nicht schon früher unendlich lieb gehabt, so hätt' ich's jetzt, das fühlt' ich recht, zu Mainz auf der Brücke, als ich dir nachsah trüb und beklommen. Ich kam mir so einsam vor, so verlassen; ein Stück Herz war mir fortgerissen, ich war recht, recht traurig!"

Aus dieser elegischen Stimmung — sie hatte sich in Mainz schon Morgens im Dom Luft gemacht, den wir besucht hatten, und wo Freiligrath vor einer alten Darstellung der Grablegung mit plumpen, aber in ihren kindlichen Kunstformen zum Herzen sprechenden Gestalten in Thränen der Rührung ausgebrochen war — aus dieser elegischen Stimmung ging der Brief jedoch bald in eine heitere Beschreibung seiner Reiseerlebnisse und die be-

geistertste Schilderung seines überströmenden jungen Liebesglückes über.

Unser Briefwechsel aber litt wenig unter diesem; und wenn ich jetzt wieder diesen hohen Stoß vergilbter Blätter seiner klaren und schönen Handschrift durchsehe, möchte ich jedes einzelne der Welt kund machen als ein rührendes Zeugniß, daß nie ein wärmeres, edleres Herz in einer treueren reineren Natur und einer redlicheren Mannesbrust schlug als in der des jüngst dahin gegangenen Dichters. Seine Seele war so rein und lauter, von jeder schlechten menschlichen Beimischung und kleinlichen Schwäche frei wie ein Tropfen Morgenthaus, der an einem Laubblatte im freien Walde hängt. Er hatte nicht viel scharfe Menschenkenntniß, just nicht viel Einsicht in die tieferen Bedingungen, unter denen die politischen und socialen Bildungen der Völker sich vollziehen. Und wenn seine „rothe Demokratie" auch nur der Widerschein einer großen und in ihrer Innigkeit seltenen Menschenliebe war, so bewies eine revolutionäre Gewaltsamkeit, die in manchem seiner Gedichte tobt, doch nur einen ganz auffallenden Mangel an Einsicht in die historischen Gesetze, wonach die Entwickelung der Menschheit nur sehr allmälig und langsam weiter

schreitet und den kakodämonischen unterwühlenden Mächten die eudämonische Gewalt und Zucht entgegengesetzt werden muß, ohne welche die Gesellschaft eine Räuberbande wird. Aber es war eben die überströmende Fülle seines Herzens, die ihn fortriß. Wenn er der Unterdrückten, Leidenden, Armen Elend sah, so empörte sich dies brave und tapfere Herz; „der Menschheit ganzer Jammer“ faßte ihn an, und als Poet, dem nur das Unmittelbare gilt, griff er zu dem, was er für das drastische Heilmittel hielt. Und da ihn der kindliche Zug seiner Natur nicht verließ, war er dann wie einst König Chlodwig, der große Merowinger, der bei der Erzählung, wie die Juden den Heiland gekreuzigt, ausrief: Ah si j'y avais été avec mes Francs! Das aber war das Schöne in seiner Natur, daß ihr jeder kleine Zug, jeder Hauch jener Affeneitelkeit, wie sie nur zu oft neben rasch aufgeblühtem Ruhme emporwuchert, fremd und fern blieb; daß kein Augenblick in seinem Leben gewesen ist, wo er nicht „voll guten Willens“ war; und wenn der Satz war ist:

Wo fängt das Unrecht eigentlich an?
Wo Einer dem Andern wehe gethan —

so ist sicherlich Ferdinand Freiligrath aus dem Leben geschieden, ohne je Unrecht gethan zu haben.

Gewiß, könnte ich die Blätter, von denen ich rede, veröffentlichen, sie würden zeigen, daß nie die große Sonne der Poesie sich in einer reineren Menschennatur gespiegelt hat. Aber sie sind so durchflochten von Beziehungen auf Persönlichkeiten, Besprechungen gemeinsamer Interessen, Hinweisungen auf gemeinsame Lebensereignisse, daß sie sich dem Verständniß Fremder entziehen; ich will nur eines mit Weglassung der warmblütigen Ausdrücke seiner Freundschaft, die den Anfang bilden, hier noch folgen lassen; es ist schon aus Darmstadt geschrieben, wohin Freiligrath nach seiner Verheirathung im Frühjahr 1841 gezogen war:

„O unser liebes, stilles, abgeschiedenes Moor- und Eichen- und Haideland! Mir geht das Herz auf, wenn ich daran denke — an die eingehegten friedlichen Gehöfte, an die grauen verwitterten Rococostädte auf dem platten Lande, an die einsamen grasbewachsenen Wallgräben unter ihren Ringmauern, an das Kreuz am Wege — ach, an Alles, Alles das! — Da ist's still, da ist's friedlich, da saust kein Dampfschiff und da stöhnt keine Eisenbahn, da kann man sinnen und träumen und das Auge in dem schönen Wahnsinn rollen lassen, den unser altes ver-

schlossenes Geschlecht mehr vielleicht als irgend ein anderer deutscher Volksstamm schon der Verwandtschaft wegen mit den Briten gemein hat. — Wahrhaftig, ich glaube immer noch, daß ich später einmal nach Westfalen zurückkehre und in der Ruhe des Landes oder einer ländlichen Stadt, meinetwegen mit Gras auf den Straßen, mein Lebensepos, meinen Childe Harold vollende. Herr Gott, Kerl, das Leben ist doch das einzige wahrhafte Gedicht! Geboren werden und Kind sein und am Mund der Mutter hangen und sterben sehen und weinen, lachen, lieben, glücklich und unglücklich machen, Ebbe und Fluth im Inneren und Aeußeren, gebrochene Herzen und Traualtäre — alles das und mehr noch, ist's nicht das famoseste Gedicht, was aufkommen kann? Ich will sehen, was ich zurecht schneide! Das Leben eines Poeten, poetisch gefaßt, muß was Excellentes werden und ist noch nicht dagewesen. Denn Byron giebt nur Theile seines fahrenden Ich, und selbst denen fehlt der Abschluß, die Versöhnung! — Und auch die mein' ich gefunden zu haben — Gott Lob!

„Aber wohin gerath' ich? — Ich wollte dir ja nur sagen, daß du mir unendlich lieb bist und in Gesellschaft Schlicki pictoris bald kommen sollst. Denn auch dieser

westfälische störrische ‚Distelirer‘ (du wirst von ‚Destillirer‘, zu unterscheiden wissen) ist ein prächtiger Kerl, und wir drei müssen jedenfalls beisammen sein, wenn wir unseren heimathlichen Strich (ich meine Strich Landes und keineswegs den westfälischen Strich oder Sparren, von dem Immermann einmal mir redete) in allen seinen Richtungen zu Darmstadt vertreten wollen. Pack' ihn ja auf zu Unkel und laß ihn dich mit einem prächtigen Menschen, C. K., jetzt zu Köln, früher im Brohlthal, bekannt machen, den ich sehr liebe und den auch du lieb gewinnen wirst. Ich hab' ihn und seine Schwester Anfangs Juli mit meiner Frau auf seinem alten Thalschlosse besucht und (da ich nicht nach Unkel mochte) Schlickum auch dahin beschieden. Wir haben ein paar herrliche Tage im Thal und am Laacher See mit einander verlebt. — Besuche doch auch Simrock (in Bonn oder auf dem Menzenberg), ehe du hierher kommst. Der Sappermenter antwortet mir in seiner gewöhnlichen altdeutschen Faulheit gar nicht einmal auf meine Einladung zur Britannia. 's ist aber doch ein lieber Kerl, eine rechte Kernnatur. Wasch' ihm übrigens den Kopf.

„Von meinen Büchern bring' mir vor allen Dingen

den Simplicissimus mit, mich verlangt nach seiner Derbheit. Von deinen eigenen vergiß das in Coblenz acquirirte Lord Byron and some of his contemporaries von Leigh Hunt nicht, es kann uns bei der Britannia wesentliche Dienste leisten, und ich habe kein Geld, es mir jetzt anzuschaffen. Darum sei freundlichst gebeten! Hast du vielleicht den Macbeth Delii erhalten und meinen Wunsch, eine kleine Beurtheilung des Büchleins zu schreiben, erfüllt? Bejahenden Falls schicke mir das Manuscript umgehend oder wenigstens recht bald, da mir sehr darum zu thun ist, Vorrath zu haben. — Was hat der lasterhafte Erotiker Kleucker denn zu Kostnitz für ein Concil abzuhalten? O Prudens, Prudentissime! — Ad vocem meines Lateins: in meinem vorigen Briefe steht: odiendum für adeundum! So sagt' ich einmal als Pennal, als wir beim alten Möbius mündlich aus dem Griechischen in's Lateinische vertirten: davit für dedit. Ueber diesen König in Israel ist viel gelacht worden.

„Die jetzigen Detmolder Gymnasiasten sind vorgestern altdeutsch im Federbarett zum Hermann hinaufgezogen. Unterdessen ist Herwegh zu Zürich, ‚lebendig'. Ein famoser Kerl, aber die politische Poesie, insofern sie eine

diplomatische ist, taugt eben nichts und ist von der patriotisch-politischen wohl zu distinguiren. Die Poesie soll sich eben an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unseres kläglichen, miserablen Menschen- und Staatslebens zu schaffen haben. Meine Kameele und Neger sind nun freilich, Gott sei's geklagt, auch just nichts Ewiges und Bleibendes, an dem man sich in die Höhe ranken könnte, aber wenn mir der liebe Gott nur etwas mehr freien Odem, und ein gut Theil weniger Sorgen giebt, als ich jetzt habe, so denk' ich noch, was Tüchtiges zu leisten. Für's Erste muß ich aber noch in diesem materiellen Druck, in diesem Kampf mit den Verhältnissen drin sitzen, dann wird die Geschichte nachher um so famoser.

„Meine Ida grüßt und läßt sich für deine Grüße bedanken. Ihre Uebersetzungen sind gut, nicht wahr? Wir werden Beide mit der Hemans in der Britannia debütiren. Da hast du noch ein Lied der Felicia, von mir übersetzt:

Der Krieger zog auf's Meer hinaus
Zu Gefecht und Bannerweh'n —
Das Mädchen blieb im sonn'gen Haus,
In der Heimath still und schön.

Seine Stimm' erscholl bei Schwert und Spieß,
In des Handgemenges Staub —
Ihr Wandeln war durch Blumen süß
Und ihr Sitz im Rebenlaub.
Seine Lanze barst und sein Visir,
Um sein Haar floß Blut und Schaum; —
Die Brust indeß zu fächeln ihr,
Weht' ein Sonnenlüftchen kaum.
Doch kehrt' er wieder auf der Fluth;
Schwert und Pfeil — was focht ihn an?
Sie aber starb, wie die Rose thut,
Die ein Hauch schon tödten kann.
Wie die Rose stirbt, wenn der Sturm sie faßt,
Der da heult so dumpf und hohl —
In ihr sonnig Haus trat der Tod als Gast —
O, wie fand er dort sie wohl?

„Ist die Schlußwendung nicht superb? Ich war wie verzaubert, als ich das Ding zuerst las! — Vale, lieber Kleucker! — Dies ist nun wohl der letzte Brief, den ich dir vor deinem Kommen schreibe — werd' ich von dir noch einen kriegen? Adieu, Alter! — In allen Wegen

dein Freiligrath."

V.

In die heimischen Kreise zurückgekehrt, hatt' ich diese durch eine interessante Erscheinung vermehrt gefunden. Als

Gast Annettens, dieser von einem früheren Aufenthalt in Bonn her befreundet, weilte auf Rüschhaus Adele Schopenhauer, die Schwester des berühmten Philosophen. Sie war eine merkwürdige Erscheinung, diese begabte und liebenswürdige Trägerin eines berühmten Namens, der damals jedoch allen Glanz erst von der Mutter Johanna erhalten; denn um Arthur und seine Philosophie kümmerte sich damals noch Niemand in der Welt, und selbst die Schwester nicht viel, nach deren schonenden Andeutungen des Bruders Charakter nicht viel Anziehendes und Verträgliches haben mußte. Was nun diese selbst anging, so waren die Grazien von ihrer Wiege in einer wahrhaft empörenden Entfernung geblieben; die große knochige Gestalt trug einen Kopf von ungewöhnlicher Häßlichkeit, der nicht im Mindesten an den des Philosophen erinnerte, sondern in ganz eigener Weise Victor Hugos großes Wort „Le laid, c'est le beau“ zu bestätigen gewußt hatte; er war rund wie ein Apfel, er wäre vom Typus der Tataren gewesen, wenn er in seiner eigensinnigen Originalität nicht jedes Typus gespottet hätte. Aber ein Paar ernste treue Frauenaugen leuchteten aus diesem Kopf, und Niemand konnte sie kennen lernen, ohne sich bald von ihr angezogen

zu fühlen, von einem Charakter von seltener anspruchsloser Tüchtigkeit und einer Bildung von ganz ungewöhnlicher Gründlichkeit und überraschendem Umfang. Sie hatte ihre Jugend in Weimar verlebt, beständig im Goethe'schen Hause verkehrt, war die vertraute Freundin von Goethes Schwiegertochter Ottilie: bei ihrem Erzählen und Mittheilen davon wehte etwas von der Luft, in der die großen Gedanken des Olympiers zu Gestalt und Leben gediehen, in das Entresolzimmerchen eines westfälischen Gehöfts. Adele Schopenhauer war nicht genial, aber sie besaß eine Menge Talente; sie zeichnete und malte und schnitt die reizendsten Bildchen aus; eine Zeichnung, die sie Annette von Droste und mir widmete, und auf der zwei Kinder einen geflügelten, ihnen entschwebenden Stern haschen wollen, besitze ich als ein Andenken an dieses Talent, dem sie doch wegen ihrer Kränklichkeit bald entsagen mußte. Es wurde ihr vom Arzt verboten, zu malen, und sie griff nun zur Feder. Sie schrieb zuerst „Haus-, Wald- und Feldmärchen" (Leipzig, 1844), die gefielen; dann einen Roman „Anna" (Leipzig, 1845), in welchem Geist und Gemüth doch nicht den Mangel ursprünglicher Gestaltungskraft ersetzen.

Sie ist dann später mit Frau Mertens-Schaffhausen, einer anderen Freundin von Annette von Droste, einer in den Rheinlanden wegen ihrer Originalität, ihres Reichthums, und ihres für eine Frau seltsamen wissenschaftlichen Eifers für archäologische und Kunstforschungen bekannten Dame, nach Italien gegangen, wo sie mehrere Jahre verlebte; und im Jahre 1847 sah ich sie in Bonn wieder, beschäftigt mit dem Plane eines großen Reisewerks in der Art, wie es später Dr. Gsell-Fels ausführte; in Bonn im August 1849 ist sie auch gestorben — fremd und fern dem damals in Frankfurt lebenden Bruder, diesem wunderlichen Weltweisen, der es vorzog, seine absolute und am Ende doch ein wenig herzbeklemmende Einsamkeit in der Welt mit einem Pudel zu theilen statt mit einer geist- und gemüthreichen und am Ende ihres Lebens der Pflege und Theilnahme bedürfenden Schwester. —

Ich würde den geneigten Leser mit der Geschichte meiner Arbeiten aus dieser Zeit verschonen, wenn ich nicht des Antheils erwähnen müßte, den Annette von Droste daran nahm. Zunächst galt es in jenem Winter von 1840 und 1841 möglichst schnell das Buch über Westfalen herzustellen; und in der That, ich hätte diese Auf-

gabe nicht lösen können ohne die lebhafte Theilnahme Annettens daran. Das Land nach allen Richtungen hin zu durchziehen, um noch unbekannte Striche aus eigener Anschauung kennen zu lernen, dazu war nicht die Zeit gelassen, auch begann der Winter es unmöglich zu machen. Hier half eben Annette; sie kannte von früheren Aufenthalten auf Gütern der Verwandten jene Punkte, und so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättlein dazu, die in der Abschrift ganze Bogen wurden. Dann gab sie den Sagen- und historischen Stoffen, welche sich dazu zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Leichtigkeit der Production die poetische Form, in welcher diese Bearbeitungen später in ihren Gedichten erschienen sind. Und so kann man das Buch entstanden nennen aus einer Zusammenarbeit von Freiligrath, dem freilich nur die erste Lieferung angehört, Annette von Droste und mir.

Diese werkthätige Theilnahme Annettens setzte sich fort für meine nächsten Arbeiten. Sie besaß unter ihren wenigen Büchern, die aus einigen alten Schweinsleder-Bänden bestanden, eines, betitelt: Het Treur-Tooneel der doorluchtige Mannen onser Eeuwe, waerop den val der

grooten levendigh vertoont wordt. t'Amsteldam 1650. Aus dieser Fundgrube von Geschichten abenteuerlicher und leidenschaftlicher Natur, wie sie den Geist des 17. Jahrhunderts charakterisiren, entnahm ich das Motiv einer Erzählung, „Der Familienschild," welche in zwei Abtheilungen im Cotta'schen Morgenblatt erschien. Von dieser Arbeit schrieb sie ein beträchtliches Stück des zweiten Theils — ich kann jetzt selbst nicht mehr meine geringen, zur Abrundung hinzugefügten Zuthaten von dem, was sie verfaßt, unterscheiden; und als ich alsdann einen Roman zu schreiben unternahm, der unter dem Titel „Eine dunkle That" (Leipzig, 1846) erschienen ist, fügte sie ihm die reizende Schilderung eines Stiftsfräuleins in ihrem alten Curiengebäude ein, die etwa von Seite 63 bis 100 dieses Buches reicht. Ihr Gedicht „Meister Gerhard, ein Notturno," entstand dann, um als Beisteuer zu jener Romantik zu dienen, die mir die Idee der Vollendung des Kölner Doms entlockte, und die ich als die schlimmste der literarischen Jugendsünden einer verhängnißvollen Schaffenslust betrachte. Solch ein jugendliches Gemüth ist ja wie ein neuangelegter Brunnen. Es muß erst viel, viel ungenießbares Wasser abfließen, bevor die Quelle sich abgeklärt hat.

Und wenn ich auf jene Zeit zurückblicke, ist mir, als ob sie überhaupt an einem Mangel an Abklärung, einem wunderlichen Durcheinanderströmen romantischer und moderner Strebungen und Anschauungen, feudaler Restaurationen und erhitzter Zukunftsgedanken gelitten habe, einer Vermengung teutonischer Ernsthaftigkeit und französischen Esprits, die von unserer praktischer und phlegmatischer gewordenen Zeit überwunden ist. Oder war Alles das am Ende nur in mir selber vorhanden? —

Am Bodensee.

Ich fahre in meinen Erinnerungen fort — mitten in einem neu aufblühenden sonnigen Frühling und der üppigen grünen Lenzesfülle, die mein einsames Haus umgiebt, fahre ich fort, die Gedanken an Todtes und Geschwundenes zu heften und die Bilder weit entrückter oder längst dahingegangener Gestalten vor mir heraufzurufen. Es ist eben ein unwiderstehlicher Drang in uns, das Flüchtige dauernd zu machen und das Hinschwindende wenigstens im Gedanken festzuhalten; wir fühlen Alle eine innere Empörung gegen das Gesetz der Vergänglichkeit dessen, was uns theuer war, und fühlen dies Gesetz gerade so grausam und unserem inneren Wesen widersprechend wie das abscheuliche Gesetz des Todes, der nur zu oft der Menschen Leben endet, als sei dies die Erfindung eines schlechten

Romanschreibers, welcher seine Figuren umbringt, weil er nicht weiß, was weiter mit ihnen machen. Das erste Recht des Lebenden ist eben zu leben. In jenem Drange aber errichtet man Denksäulen verdienter Männer, hängt große Bilder bedeutungsvoller Ereignisse in Museen auf, erzählt den Enkeln von der Welt von einst, hütet wie kleine Schätze allerlei Briefblätter, Sträuße und Andenken oder — schreibt gar seine Lebenserinnerungen und fängt mit allemdem doch nur Wasser mit den Händen! Der Strom der Zeit rauscht weiter und weiter von dem Gewesenen fort und reißt die Gedanken der Menschen mit sich; die jüngere Generation versteht schon die voraufgegangene ältere nicht mehr und die jüngste kennt sie nicht mehr!

Wenn ich auch mit einer bewundernswürdigen Sorglosigkeit in den Tag hineinlebte in jener Zeit, von der ich erzählt habe, so wurde mir das Leben darum doch gerade nicht leicht. Es war eine schwere Aufgabe, von der Literatur leben um die Zeit von 1840. Bücher hat man ja nie gekauft in Deutschland — es gehörten damals gar Jahre dazu, bis von Immermanns Münchhausen 400 Exemplare abgesetzt waren — aber damals kaufte man auch keine Journale und keine Zeitungen. Heine

rühmt in seinen Briefen aus Berlin (1822) dem Gubitz-schen „Gesellschafter“ nach, er habe es als das beste und gehaltreichste Blatt Deutschlands zu einem Absatz von 1500 Exemplaren gebracht; 1840 war das Cotta’sche Morgen-blatt jedenfalls das vornehmste und bestredigirte; aber selbst unter der Leitung Hermann Hauffs, des geistreichen und gelehrten Bruders von Wilhelm Hauff, hat es dies Journal, ich glaube, nie zu 2000 Abonnenten gebracht! Die Honorare waren demgemäß äußerst schwach. Unter diesen Umständen durfte man nicht bettelstolz und arbeitscheu, nicht wählig und eigensinnig sein und sich darauf ver-steifen, blos seinem „inneren Genius“ gehorchen und nur das schreiben und schaffen zu wollen, wozu man Drang und Stachel in sich fühlte; man mußte das begeisterte Ergriffensein von irgend einem Stoffe, einem Gedanken in sich zu beherrschen wissen, um, wenn Herr von Cotta dazu aufforderte, Briefe für die allgemeine Zeitung oder Correspondenzen für das Morgenblatt zu schreiben. Es wäre thöricht, solche Lohnarbeit des Schriftstellers entwür-digend nennen zu wollen. Um leben zu können, sind Uechtritz und Immermann Landgerichtsräthe gewesen, und ein Dutzend Andere haben sich in Staatsämtern mit der

Lohnarbeit in ihren Acten geplagt; Grillparzer hat viel dichterische Weihestunden seinen Archivalien opfern müssen und Platen Rekruten exercirt; wie viele gepriesene Männer sind aus dem Staub und Qualm dumpfer Schulstuben oder Auditorien, worin sie sich mit einer stumpfsinnigen und hartköpfigen Jugend abzuplacken hatten, „Abends auf den Helikon“ gestiegen! Selbst Schiller hat sich der bestellten Lohnarbeit unterziehen müssen, und was Lessing in dieser Beziehung geleistet, darüber unterrichtet Simes uns. „Ich dien',“ ist heute noch auf dem Wappenschilde des Prinzen von Wales zu lesen — einst war es der Wahlspruch, worin der Geist des Ritterthums sich zusammenfaßte —, und ich habe damals, wenn ich einem Verleger oder Redacteur diente, meine Sofier nicht viel schlimmer gefunden, als mancher mittelalterige Lehnsherr auch sein mochte. Mit solcher Fügsamkeit, gesellt zu jugendlichem Gott- und Selbstvertrauen, ließ sich das Leben denn so gestalten, daß seine Sorgen nichts unmittelbar Hemmendes und Störendes haben konnten. In der blauen Nebelferne der Zukunft sah ich zwar weder goldene Berge, noch setzte ich mir große Ziele des Ehrgeizes, „des Schweißes der Edlen werth“; aber ich lebte wohlgemuth

in die Zukunft hinein, mit Selbstvergessenheit dem objectiven Stoff, der mich beschäftigte, hingegeben mit jenem Mangel — oder mit jenem Uebermaß? — an Ichsucht eines richtigen Westfalen, der von der Welt nichts verlangt, aber auch nicht von ihr gestört sein will. Die Stunden der Nachmittage wurden auf langen einsamen Spaziergängen durch die der Stadt zunächst liegenden Wälder zugebracht, die Abende im kleinen Zimmer bei der Studirlampe mit der Aufgabe, irgend eine Begeisterung in Vers und Reim zu bringen, ein Drama aufzubauen, irgend ein neues Buch zu verschlingen. Darüber vergaß ich die Welt und ihre Bedingungen. Ein Mal in der Woche kam die alte Botenfrau und brachte einen Brief, ein Packet mit durchlesenen Büchern von Annette von Droste, worauf ich durch eine Sendung von neuen antwortete; ein Mal in jeder Woche auch, am Dienstage, wanderte ich nach Tisch zu ihr hinaus, über Ackerkämpe, kleine Haiden und durch ein Gehölz, an dessen Ende ich oft ihre zierliche kleine Gestalt wahrnahm, wie sie ihre blonden Locken ohne Kopfbedeckung dem Spiel des Windes überließ, auf einer alten Holzbank saß und mit ihrem Fernrohr nach dem Kommenden ausblickte. Ich wurde dann zunächst in ihrem Entresol-

zimmerchen mit dem klassischen westfälischen Kaffee gelabt, ein Teller mit Obst stand im Sommer und Herbst daneben — eine kleine Streiferei in der nächsten buschreichen Umgebung des Hauses wurde dann gemacht; zu dem ihrem Bruder gehörenden alten Hause Schenking z. B., wo von der Pächterin ein frisches Gänseei requirirt wurde, das Annette mit einem verwegen starken Zusatz von Zucker zu einem vortrefflichen Crème verarbeitete und das verzehrt wurde im Schatten irgend einer alten Wallhecke oder Eichengruppe. Sie führte dabei zumeist ihren leichten Berghammer bei sich, und wir kehrten selten heim, ohne daß mir alle Taschen von allerlei Kieseln und Feuersteinen und anderen Raritäten gestarrt hätten — aber ich erinnere mich nicht, daß eines dieser kostbaren Dinge je zu etwas Anderem gedient hätte, als später genauer gemustert und wieder zum Fenster hinausgeworfen zu werden. Wenn schlechtes Wetter oder gar Winterschnee diese Streifereien unmöglich machten, flossen die Stunden nicht minder darum mit Windeseile vorüber, verplaudert in dem stillen Stübchen, das Annette ihr „Schneckenhäuschen“ nannte und das so bürgerlich schlicht eingerichtet war wie möglich. „Ein Instrument,“ so schildert eine Freundin Annettens

sehr gut den Raum, „noch aus der Kindheit des Clavierbaues stammend, das wegen seines leisen Harfentones sich besonders zur Begleitung des Gesanges eignete und deshalb von der Dichterin sehr geliebt wurde, stand neben einem großen häßlichen Sopha und einem unpolirten Tische; auf demselben befanden sich stets mehrere Porzellanschalen mit frisch gepflückten Feldblumen und Haidekräutern. Ein Schreibzeug hatte kümmerlich zwischen ihnen Raum; Briefcouverts und Papierschnitzel lagen daneben, um zu Concepten für die herrlichen tiefsinnigen Gedichte verwendet zu werden. Mit völlig unleserlichen kleinen eigensinnigen Buchstaben wurden diese niedergekritzelt, eine Runenschrift, die von der Schreiberin selbst kaum entziffert werden konnte. Auf dem großen schwarzen Sopha pflegte sie mit untergeschlagenen Füßen zu sitzen, um abwechselnd zu träumen, zu dichten und zu schreiben. Wenn ein Besuch zu den Auserwählten ihres engen Kreises gehörte, also die Hausgeister der Behaglichkeit und Zutraulichkeit nicht verscheuchte, blieb sie ihrer kauernden Stellung getreu, und man durfte sich am Fußende des großen Sophas ebenfalls bequem einrichten, um ein unvergleichliches Plauderstündchen mit ihr zu feiern. Man mußte immer wieder von Neuem mit

einem Gemisch von Staunen, Bewunderung, Ergötzen und liebender Verehrung in ihr merkwürdiges Sibyllenantlitz schauen. Schon hatte das nahende Alter seine Netzlinien in die feine Haut gezogen; aber das goldene Haar glänzte noch ohne Silberfäden, und das blaue Nixenauge, das in die Geisterwelt hinüberzusehen schien, hatte noch jugendlichen Glanz." — Es wurde bei unseren Plaudereien Abend, es wurde Nacht, und nun wiederholte sich oft ein Phänomen, welches etwas vom Reiz des Spukhaften hatte. Unter dem Zimmer von Annette befand sich das Gesindezimmer, worin in den Abendstunden die Beschließerin und die Hausmagd ihre Spinnräder drehten, während Hermann, der Knecht, und Trimm, der schwarze zottige Hausköter, ihnen Gesellschaft leisteten. Das Schnurren der Räder, das Wechseln der Stimmen war den ganzen Abend hindurch in dem darüber liegenden Zimmer deutlich vernehmbar. Gegen sieben Uhr verstummte es, die Leute nahmen ihre Abendmahlzeit ein und rüsteten sich dann, zur Ruhe zu gehen — aber seltsam, wenn sie längst sich zurückgezogen hatten, wenn nach und nach eine immer tiefere Stille, ein lautloses Schweigen in die Räume eingezogen war, begann das Räderschnurren, das dumpfe Stimmenwechseln von

Neuem — zumeist von uns unbeachtet, weil eben das Geräusch ein so gewohntes, vertrautes war, bis die Seltsamkeit der Erscheinung plötzlich dem Einen oder Anderen von uns auffiel, auch wohl eine da unten vorgenommene Untersuchung Alles wieder todtenstill machte und uns unsere „Gehörhallucination“ zeigte.

Annette von Droste erzählte sehr gern und erzählte vortrefflich, und wie es bei zwei Leuten, welche von der Natur mit einem bedeutenden Organ für das Wunderbare heimgesucht waren, natürlich, wandten sich diese Erzählungen nicht selten allerlei Geschichten aus dem Gebiet des Visionären und der Geisterwelt zu, und hatte einen um so größeren Reiz, weil wir Beide, Zuhörer wie Erzählerin, uns selber nicht recht im Klaren darüber waren, ob wir an die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Erscheinungen und Thatsachen aufrichtig glaubten oder nicht; es war diesen Dingen gegenüber eine Gemüthsstimmung, ein Glaube in uns, der einer jener Weiherblumen glich, die darum nicht weniger berauschend duften, weil sie nicht im festen Boden wurzeln, sondern mit ihren zarten gebrechlichen Fäden tief im beweglichen und schwankenden Grunde des Wassers. Der Wunderglaube, genährt durch unzählige Geschichten

von Vorgeschichten und second sight-Erlebnissen, gehört jedenfalls einmal zu den Besonderheiten des heimischen Stammescharakters — und es hat mich noch jüngst gefreut, in einer großen Gesellschaft inmitten einer geräuschvollen Weltstadt, in einen stillen Plauderwinkel zurückgezogen, darüber die rührendsten Geständnisse tauschen zu können mit dem größten plastisch bildenden Künstler, den Westfalen hervorgebracht hat, und in dessen Phantasie aus der Jugendzeit Phänomene und seltsame Mären haften geblieben waren, genug, um ein ganzes Buch zu füllen.

Wovon aber niemals zwischen uns die Rede war, das ist der religiöse Glaube oder gar kirchliche Fragen. Annette klammerte sich, wie es ihr „geistliches Jahr" beweist, mit einer krankhaften Seelenangst vor den schwindelerregenden Abgründen, die die Skepsis vor uns aufreißt, an den kirchlichen Glauben an, weil sie seiner bedurfte, und war überzeugt, daß die Welt seiner bedürfe. Aber sie scheute es, dem Glaubensstoff selber mit forschenden Blicken und kritischem Auge nahe zu treten; sie sprach nicht davon, sie ließ es ruhig zu, daß ich mich damals in Strauß' Leben Jesu vertiefte, sie ließ Jedem seine Meinung, so lange diese nur mit Pietät gegen den Glauben der Väter sich vertrug

— so lange war ihr Jude, Türke und Christ völlig gleich und jedes religiöse Thema ein noli me tangere. Auch hat sie sich nie auch nur eine Minute lang einer Sorge um mein Schicksal in der anderen Welt hingegeben — weit mehr der um mein Schicksal in dieser und um meine Unbekümmertheit, was die Erringung irgend einer Stellung, das Eintreten in irgend eine bestimmte Laufbahn anging.

Ich muß hier nachholen, daß ich etwa im Jahre 1838 mich vorschriftsmäßig mit einer Immediateingabe an den König Friedrich Wilhelm III. gewendet und die Bitte um die Erlaubniß vorgetragen hatte, nachdem das Schicksal mir die Heimstätte im hannoverschen Nordwestfalen geraubt, jetzt, als einer alten Familie des Münsterlandes angehörig, auch hier bei einem preußischen Obergericht mich zum juristischen Examen melden und in den preußischen Justizdienst treten zu dürfen. Aber — natürlich auf den Bericht der Behörden — schlug mir ein blaues Cabinetsschreiben meine demüthige Bitte kurzweg ab. Ich war ja kein preußisches Landeskind, ich war ein Fremder! Die guten Behörden! Sie selber waren seit 1814 in unserem Lande, von dem sie nicht gerade sehnsüchtig herbeigerufen worden, etablirt; ich konnte schwarz auf weiß oder besser

auf gelb, auf gutem gelben Pergament, beweisen, daß allermindestens seit dem 13. Jahrhundert meine Vorfahren*) im Lande gesessen; trotzdem war ich der Fremde und konnte deshalb nicht zugelassen werden in den magistralen, vielleicht mit Pommern, Schlesiern und Lausitzern gemischten Kreis um den grünen Tisch im alten Stammlande meines Geschlechts. Wie schon gesagt, es kränkte mich nicht sehr, und seitdem danke ich Gott, daß es so gekommen; aber es hat mir doch einen tiefen Eindruck insoweit hinterlassen, als mir seitdem mit der Vorstellung von irgend einem Gesuch an ein Organ der regierenden Gewalt sich auch die Vorstellung von einem abweisenden Bescheide, einer gründlich abschlägigen Antwort, verbindet. Die jetzige Generation ist glücklicher darin, scheint es, wie denn ja auch so Vieles besser geworden; ich selber habe jedoch keine Gelegenheit gehabt, Erfahrungen darüber zu machen!

Wie gesagt, der blaue Cabinetsbrief kränkte Annette von Droste mehr als mich. Aber allmälig, nach mehrerer

---

*) Der Name derselben findet sich zuerst in dem „Goldenen Buche" der im 9. Jahrh. gegründeten, auch durch ein anderes niederdeutsches Sprachdenkmal, das Heberegister, berühmten Abtei Freckenhorst.

Jahre Verlauf, wo unterdeß keine andere bürgerliche Laufbahn ihre glückverheißenden Thore vor mir erschlossen — um so weniger, als ich auch seit jener Zurückweisung an keine mehr angeklopft — war sie mit der Lage der Dinge ausgesöhnt oder darein ergeben, wenn sie in ihrer mütterlichen Sorglichkeit auch in eine furchtbar ungewisse und mit schwerer Lebensmühe verbundene Zukunft für mich blickte. Und darin hatte sie ja leider um so mehr Recht, als wir 1840 schrieben und noch inmitten jener schönen Zeit standen, wo in dem großen wohlgepflegten Garten des Gesammtlebens der Nation der Schriftsteller von oben her als eine Art Unkraut betrachtet wurde, das entweder unnütz oder geradezu schädlich, die reine böse Nessel war; wo in den herrschenden Regionen der lebenden Literatur gegenüber eine Art zu empfinden vorwaltete, welche so offenherzig jener bureaukratische Jubelgreis aussprach, dem seine Bureaubeamten zu seiner Feier ein schön auf Seide gedrucktes Gedicht überreichten und der darauf erwiderte: „Wollen Sie mir das nicht schriftlich einreichen?" Wo also nicht daran zu denken war, daß der unzünftige, keine wissenschaftlichen Ziele verfolgende, der unabhängig seiner Natur und Anschauungsweise treu bleibende Schriftsteller es jemals

zu einer Stellung bringen oder auf einen grünen Zweig kommen werde. Ob diese Sorte Menschen, die freilich in ihren Dramen, in ihren Gedichten und in ihren Romanen, in ihren Essays und in ihren Zeitungsartikeln der allgemeinen Stimmung ihren Ton, der Gedankenströmung der Zeit ihre Farbe und dem nationalen Leben viel von seinem Inhalt gaben oder, wenn dies zu viel gesagt ist, doch ihn zum Bewußtsein brachten, ob sie hungerten oder dürsteten, ob sie starben oder verdarben, war den ausschließlich herrschenden Klassen vollständig einerlei; da, wo ihre Opposition zu laut, ihr Einfluß zu offenbar, ihre Wirkung zu sichtbar, der Widerhall ihres Wortes zu vernehmlich wurde, jagte man sie fort und über die Grenze; man warf sie zur Thür hinaus und trieb dies so lange, bis sich endlich in den Asylen solcher Verbannten, namentlich in Paris, eine Gesellschaft zusammenfand, welche Physiognomien von der rührendsten Harmlosigkeit, Menschen von der anstößigsten Bescheidenheit ihrer politischen und socialen Ideale aufwies, aber lauter Verfolgte und Verfehmte. Das hielt sie nicht ab, von jenseits der Grenzen aus auf die öffentliche Meinung daheim zu wirken und die Regierungen dann zu Gegenmaßregeln zu stacheln; diese

armen Regierungen, welche ihres Lebens nicht mehr froh wurden, ganz so wie bei Dickens die vielgeplagte Mistreß Soundso in ihrem Kampfe mit den „Donkeys“. Und wenn heute das lächerliche Bemühen, den Volksgeist mundtodt zu machen, dem vernünftigeren Bestreben gewichen ist, dem Volksgeist und seinen nationalen Forderungen gerecht zu werden, so sind wir doch noch ziemlich entfernt von der würdigeren Art und Weise den Schriftsteller zu betten, womit andere Nationen uns beschämen sollten. Wir sind ein Volk von „Dichtern und Denkern“, das heißt im großen Ganzen ein Volk, an dessen Wiege als brave Tanten viel achtbare Tugenden, aber nicht als liebliche Schwestern die Grazien gestanden haben; und so viel Idealismus in einzelnen Köpfen bei uns herrschen mag und so stolz wir auf unseren Idealismus sein mögen — im großen Ganzen herrscht der Idealismus bei uns unendlich weniger als bei den Italienern, diesen Erstgeborenen der modernen Cultur, diesen Erben hoher Civilisationsgedanken; als bei den Franzosen, diesem Volke, bei dem zwischen dem begeisterten Gedanken und der That lange nicht der unendlich weite Weg liegt, der beide in Deutschland trennt; ja als bei den nüchtern praktischen Söhnen Englands sogar, bei

denen der Idealismus an der Hand ihres Patriotismus eingezogen ist, nach der alten Regel, daß, wenn man einer Tugend die Thür öffnet, die anderen alle mit einreten. Und mit diesem Idealismus respectiren diese Nationen die Vertreter desselben — ihre Geltung bei ihnen ist eine vollständig andere als bei uns; in Italien würde sich Niemand verwundern, wenn ein einfacher Dramendichter wie Pietro Cossa zum Senator des Königreichs ernannt würde, und einstweilen laden ihn Municipien berühmter Städte ein, ihr Gast zu sein; in Frankreich hat man für Romanschreiber, dramatische Autoren, Essayisten eine Akademie, und für Publicisten Präfecturen und andere Stellungen; in England ist ein Romanschreiber in diesem Augenblick Premierminister und giebt England seinen alten halbverlorenen politischen Einfluß wieder; ja selbst Spanien beschämt uns, der jetzige Besitzer der berühmten Farnesina in Rom, der Herzog von Lema, hat als Madrider Literat begonnen und dann einen Gesandtenposten erhalten. Und in Deutschland?

Aber genug davon — wenn die Rosse nicht am verkehrten Ende aufgezäumt werden sollten, wozu hätten wir dann die Zäume erfunden. Auch will ich ja nur zeigen,

daß es im Jahre 1840 eine noch unendlich bedenklichere Sache war, sich von dem Hange zu unabhängigem Schaffen in eine bahnlose Zukunft locken zu lassen, als heute; und was die Stellung des deutschen Schriftstellers innerhalb seiner Nation angeht, so hat sie ja auch das ganz Gute, ihn bald erkennen zu lassen, daß er eben „die Welt in seinen Freunden sehen" muß. Damit kehr' ich zu meiner mütterlichen Freundin zurück und zu dem sehr erfreulichen Gedanken, den Annette von Droste mir im Sommer 1841 mittheilte. Es war bestimmt, daß sie den Winter bei ihrer Schwester auf der jetzt von ihrem Schwager Laßberg erstandenen und bezogenen Meersburg am Bodensee zubringen sollte, und sie machte mir klar, daß ich recht wohl ihr dahin nachfolgen könne, wenn ich übernehmen wolle, die reiche und durch ihre Schätze berühmte Bibliothek ihres Schwagers zu katalogisiren; ich war von Herzen damit einverstanden, und nachdem sie im August aufgebrochen, rüstete auch ich mich zur Reise gen Süden. Ich nahm Abschied von dem nächsten Freundeskreis, von den Verwandten, wanderte zum letzten Male durch die noch sommerlichen Wälder, durch welche ich so oft, den Kopf voll Träume und Schäume, das Herz voll von mitleidswürdigem

Optimismus, geschweift war und sang dem guten Westfalen, das ich für ein Decennium nicht wiedersehen sollte, bewegt mein Abschiedslied:

O, sei gegrüßt zum Scheiden,
Du Heimath, gute Nacht!
Mit deinen sonn'gen Haiden,
Mit deiner Wälder Pracht!
Wie deine Hünensteine
Fest in uralter Treu,
Wie Tauben deiner Haine
Verschlossen, rein und scheu!

Mir gieb zum Angedenken
Dies Laub, dem Zweig entrafft,
Am Hute will ich's schwenken
Auf meiner Wanderschaft;
Mir unter's Haupt es legen,
Träum' ich am fernen Strand, —
Noch einmal: Gottes Segen!
Gegrüßt, gegrüßt mein Land!

* * *

Rheinaufwärts ging dann die Fahrt, an dem jetzt wie leer stehenden Unkel vorüber, nach Frankfurt, und in der schaukelnden Postkutsche weiter nach Arheiligen; ich muß diese Station nennen, denn sie hatte damals eine Merkwürdigkeit — in der Ecke hinter dem großen Kachel-

ofen der Passagierstube das alte verhutzelte Männchen, das mysteriöse Wesen, das Niemandem eine Antwort gab und von dem erzählt wurde, daß es schon seit ich weiß nicht mehr ob einem halben oder ganzen Jahrhundert just ebenso alt Abends da hinter dem Ofen hocke. So gelangte ich an mein erstes Reiseziel, welches Freiligraths damaliger Wohnsitz, Darmstadt, war. Ich fand ihn als glücklichen Gatten, im Schatten der katholischen Kirche, einer wunderlich verschlossen und menschenfeindlich aussehenden Rotunde, wohnend, und in der Stille einer merkwürdig friedfertigen Stadt, die ganz danach angelegt war, einen schweifenden Dichtergeist auf correcten, schnurgeraden Bahnen zu erhalten. In der That hatte der theure Freund damals nichts Besseres vor, denn als friedfertiger, solider Hausvater, der er geworden, die Poesie seines Genius streng bewacht zu halten von der Prosa eines bürgerlich vernünftigen Lebensganges; er arbeitete, viel mit englischer Literatur beschäftigt, er bereitete die Ausgabe eines Immermanns-Albums vor, einer Zeitschrift, „Britannia," welche die englische und deutsche Literatur vermitteln sollte, aber trotz vieler Arbeit und vieler Mühen dafür nicht zur Verwirklichung kam. Zum Bekanntenkreise Freiligraths

gehörte Louise von Plönnies, eine stille, begabte Dichternatur, die eben auf einer Reise durch Flandern viel gefeiert worden war, weil sie in Deutschland für eine wärmere Theilnahme an den vlämischen literarischen Auflehnungen wider die geistige Herrschaft der „Franskillons“ und das Erwachen des germanischen Volksbewußtseins dort thätig gewesen war. Ihre treffliche dichterische Bearbeitung eines höchst interessanten niederländischen alten Volksbuches, welches den Titel trägt: „Eene schoone historie van Mariken van Nimweghen — hoe sy meer dan seven jaren met den duyvel woonde ende verkeerde. T'Antwerpen 1615“ hat nicht die Beachtung gefunden, welche sie verdiente, wenn der Dichterin auch nicht gelungen ist, die Gestalt der Teufelsbraut Mariken zu etwas wie einem weiblichen Faust zu vertiefen. Und sodann Eduard Duller, dem ich befreundet wurde — der Herausgeber des in Frankfurt erscheinenden „Phönix“, der Geschichtsschreiber der Maria Theresia, des Erzherzogs Karl und des deutschen Volkes, Bücher, welche er nebst einer Anzahl Gedichte, Romane und Novellen mit seinem unbändigen Fleiße in unglaublich kurzer Zeit zu Tage zu fördern pflegte; ein aufgeregter, enthusiastischer, herzensguter, magerer blonder

Mann, der aus Wien stammte und um seiner freiheits-bedürftigen Seele willen von da ausgewandert war „in's Reich“, wo man damals freilich freiheitsdurstigen Seelen auch keinen Labetrunk credenzte, aber den guten Duller doch gründlich harmlos fand. Er war zuerst nach Trier gewandert, wo Friedrich Sallet seinem Enthusiasmus noch ein gut Theil seiner eigenen krankhaften Forcirtheit hinzu-gefügt hatte; jetzt lebte er in Darmstadt, ohne trotz alles seines Fleißes auf einen grünen Zweig kommen zu können, und verbiß sich endlich in den Gedanken, in dem Deutsch-Katholicismus liege eine Zukunft nationaler Befreiung von Rom; in der Begeisterung dafür wagte er sich in Heidel-berg in ein theologisches Examen, das er richtig bestand, und wurde Pfarrer der deutsch-katholischen Gemeinde zu Mainz, wo er 1853 starb. — —

Als ich dann die Reise fortsetzte, die Bergstraße hin-auf, über Freiburg, Donaueschingen, durch das Höhgau, machte mir, dem Flachländer, diese Welt des äußersten Südens von Deutschland einen lebhaften und bleibenden Eindruck. Für neue Naturscenerien ist mir immer die Eindrucksfähigkeit eines jugendlichen Gemüths geblieben, welches mit seiner Zugänglichkeit für alle Illusionen im

Theater eine neue phantastische Decoration erblickt und aus dieser eine innere und symbolische Bedeutung herausfühlt, je nach der Handlung, welche sich vor derselben abspielt. Ich dachte in jeder an die Dramen der Geschichte, welche sich darauf abgespielt hatten oder hätten können — eine Gegend ohne historische Weihe war mir deshalb auch immer ziemlich interesselos, und ich habe nie den Wunsch empfunden, neue, spät entdeckte Continente zu besuchen, während ich mich stets gesehnt habe, das alte Urland der Menschheit, das Wiegenland der arischen Stämme, den Ganges und das heilige Land Indra's zu sehen.

Solch eine Richtung konnte sich nur steigern und verstärken in der Welt, in welche ich gerieth und die mich fremd und doch so heimathlich anmuthete. Es war dunkel geworden, als ich, von dem reizenden alten Reichsstädtchen Ueberlingen herkommend, vor dem Posthaus im oberen Meersburg abgesetzt wurde; in nächtlichem Dunkel schon schritt ich über die Holzbrücke, welche über den tiefen, in die Felsen gehauenen Burggraben des alten Schlosses an das Burgthor führt. Unten in der Tiefe rauschte eine Mühle, glänzten die Lichter des am Seeufer liegenden unteren Theiles des Städtchens und drüber weithin leuchtete

im Sternenlicht wie matter Stahl die Fläche des Bodensees. Ein alter Burgwart öffnete das Eingangspförtchen; sein Laternenlicht fiel in dem langen niederen Thorgewölbe, das ich betrat, auf eine Tafel mit einem großen Beil über einer ausgestreckten Hand und der Unterschrift „Burgfrieden", und dann in die tückischen Augen eines schwarzen Hatzrüden, der mich höchst mißtrauisch anschnupperte. In den Hof herab, der sich gegen den See hin öffnete, fiel der Lichtschein der erhellten Wohngemächer im ersten Stock des Burggebäudes; im Inneren führte eine Holztreppe zu ihnen empor, und ich stand bald vor dem alten Freiherrn, dem letzten zum Ritter geschlagenen Manne im römischen Reiche und berühmt als „Meister Sepp von Eppishusen" bei allen schwäbischen Geschichtsfreunden und bei allen Germanisten in deutschen Landen. Eine hohe, trotz seiner Jahre sich straff aufrecht haltende Gestalt mit einem schönen, ausdrucksvollen Kopfe, mit edlen, aber mehr strengen und verschlossenen als offenen Zügen, mit weißem Haar unter einem rothen Käppchen und in einem grünen Schnürrock erhob er sich von einer Tric-Trac-Tafel, an der er mit einem Bekannten aus dem Städtchen spielte, und bewillkommnete mich freundlich, mit der aristokratischen Hand

seinen dünnen weißen Knebelbart zupfend. Wie ganz zu seiner Burgfrau geschaffen, stand sein Gemahl neben dem alten siebzigjährigen Ritter — ebenfalls eine hohe schlanke Gestalt mit schwanenhaft vorgebeugtem Hals und feinen edlen Zügen, nicht im mindesten der Schwester Annette ähnlich; Niemand in der Welt hätte sie für desselben Blutes Kinder gehalten. Die letztere kam, schwer athmend wie immer, wenn es für sie Treppen zu ersteigen galt, aus ihren Gemächern herüber; dann tauchten noch zwei kleine Mädel von fünf oder sechs Jahren auf, des alten Herrn Zwillingstöchterchen, und darauf beschränkte sich der Kreis der Insassen der weiten alten Schloßburg.

Es gab eine Welt von neuen Eindrücken zu verarbeiten in den nächsten Tagen — eine ganz fremde und eigenartige Welt; Naturscenerien großartigster Schönheit, beim volltönenden Klange großer Namen erstehende Gestalten der Vergangenheit; bei jedem Anlaß sich ergebende bedeutungsvolle Beziehungen zu verehrten Männern der Gegenwart. Da war das schwäbische Meer, in dessen Fluth sich die Thürme des alten Kostnitz spiegelten wie das Gelände des blühenden Thurgaus, wie die Alpenkette der „sieben Kurfürsten“ und des Säntis; da unten links

stiegen die blauenden Höhen des Vorarlberges und Räthiens auf, zwischen denen durch die Cäsa piana lugte, rosig im Abendroth verdämmernd, verlockend an die Zauber Italiens mahnend; da unten rechts glänzte die Mainau und barg sich dem Auge die Reichenau mit der Grabstätte eines deutschen Kaisers; Sanct Gallen, Hohenems, Lindau, Arbon, das Haus der gewaltigen Montfort, die Burgen der Werdenfels, die zahlreichen Sitze berühmter Minnesänger — das Alles lag in dem culturhistorischen Rayon der alten Meersburg, stand voran in den Interessen ihres Besitzers. Und die alte Burg selber, war sie nicht von Dagobert, dem Frankenkönige, gebaut, war nicht an ihrem uralten Belfried der Hammer Karl Martells zu sehen, hatte sie nicht zu dem Stammgut des hohenstaufischen Hauses gehört und war eine Zeit lang bewohnt worden von dem vielbesungenen jungen König Conradin, kurz ehe er sich rüstete zu seinem Zuge über die Alpen? Laßberg selbst hatte über das Alles 1838 an seinen Freund Uhland geschrieben:

„Lieber Freund Uhlandus! In der Freude meines alten, aber noch immer grünen Herzens kann ich nicht umhin, Inen zu sagen, daß ich vorige Woche die Nachricht

erhielt, wie daß mir die alte bischöfliche Burg zu Meersburg, für den von mir gebotenen Preis von der Domainenkammer in Carlsruhe zugeschlagen worden ist. Eine schöne große Burg, wohlerhalten (da vor einem Jare noch das Hofgericht sammt dem Hofrichter darinne saß), hell, warm und in einer Lage, die eine der schönsten Aussichten am Bodensee gewährt. Sagen Sie dies auch Schwab und Abel, und daß man in einem Sommertage, von Stuttgart oder Tübingen, wenn man ein wenig frühe aufstehet, mit der Post bequem nach Meersburg kommen kann. Wie viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diese Besitzung! König Dagobert von Austrasien baute sie, Carl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenstaufen besaßen sie. Wahrscheinlich trat sie Conradin seinem Vormunde, dem biederen Bischofe Eberhard von Waldburg ab. Bischof Nicolaus aus dem Minnesänger-Geschlechte von Kinnzingen hielt 1334 eine vierzehnwöchentliche Belagerung gegen Kaiser Ludwig dem Bayer darinne aus und nötigte diesen mit Schimpf abzuziehen. Die Gegend sowie die ganze Nachbarschaft ist fruchtbar, freundlich und wohl angebaut; der Wein, welcher seit einigen Jaren da aus Traminer Trauben gezogen wird, gehört gewiß unter die

vorzüglichsten Weine Schwabens, und ich hoffe, wir sollen in einem der runden Gemächer der guten alten Burg, welche die Aussicht auf die blauen Fluten des Potamus geben, mer als einmal die Erfarung hievon machen! — Hoc erat in votis: dii melius et auctius fecere! bene est! nil amplius oro!"*)

Eine solche Umgebung war ganz geeignet, eine romantische Stimmung wachzurufen und mittelalterliche Schwärmereien zu entzünden, denen sich dann reichste Nahrung darbot in den pfeilergetragenen Gewölben und runden Thurmzimmern der Burg, worin die Bibliothek Aufnahme gefunden hatte, welche neben dem berühmten Nibelungen-Codex, dem ältesten und reichhaltigsten aller, den die Germanisten mit dem Buchstaben C bezeichnen, als sei er der Codex par excellence, eine Anzahl anderer wichtigster Handschriften, klassischer Autoren, mittelhochdeutscher Dichter, Chroniken, Evangeliarien u. s. w. enthielt. Der alte Freiherr mußte nach solchen Schätzen sein Leben lang gefahndet haben mit dem Eifer eines Renaissance-Menschen, wie Aeneas Sylvius, Petrarca und Poggio Braccolini;

*) S. Briefwechsel zwischen J. Freih. v. Laßberg und L. Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien 1870.

auch war fast sein ganzes Vermögen in diese Sammlungen gewandert, welche jetzt von nah' und fern, von zünftigen Gelehrten und Dilettanten in Alterthumskunde und germanistischer Wissenschaft besucht wurden, die, herzlicher Bewillkommnung und gastlicher Aufnahme sicher, auf der alten Meersburg ein- und ausflogen wie die Schwalben, und denen der alte Herr mit rührender Unermüdlichkeit seine Unterstützung bei ihren Studien, seine Beihülfe aus dem reichen Schatze seines Wissens gewährte.

Ich war noch nicht lange von ihm in die Geheimnisse der Bibliothekwissenschaft, in die Methode des Katalogisirens eingeweiht, als er eines Tages in die Bibliothekräume herabkam, begleitet von einem Herrn, der seiner ganzen äußeren Erscheinung nach den Eindruck eines bedächtigen, nachdenksamen Technikers machte, einem Manne von mittlerer Größe, unschönen Zügen und scharfsichtigen, lebhaften kleinen Augen, dem man es wahrlich nicht ansah, daß vor Kurzem in dem deutschen Seehafen, den er um seiner Forschungen willen eben besucht (Kiel), alle Schiffe ihm zu Ehren ihre Flaggen gehißt, daß auf seiner Rheinfahrt die Dampfer ihm beim Betreten ihres Verdecks mit Salutschüssen empfangen hatten. Der stille, an sich

haltende Mann, der Gedichte wie des Sängers Fluch machen, aber sicherlich niemals in seinem Leben etwas, das einem Fluch auch nur entfernt ähnlich sah, hat über seine Lippen bringen können, war Ludwig Uhland. Ich konnte mich — auch später bei Tische — in die absolute, gar nicht aus dem Geleise zu bringende wortkarge Ruhe des berühmten Mannes nicht finden, der sich auch dann nicht erwärmte, wenn die ihn offenbar am intensivsten beschäftigenden Gegenstände zur Sprache kamen, und fand die mancherlei Anekdoten jetzt sehr glaublich, welche man zur Charakteristik der Wirkung seiner Persönlichkeit auf Fremde erzählte. Als er einst die schöne Burg Lichtenstein lange sinnend betrachtet, unter welcher damals in der Thalschlucht eine Papiermühle angelegt war, hatte ihn ein Bauerfrauchen endlich angeredet und gefragt: „Er ist auch wohl ein Papiermacher?" Uhland hatte darauf geantwortet: „Das nicht, liebe Frau, Papier machen kann ich nicht, aber verdorben hab' ich schon vieles!"

Uhland blieb den Tag über auf der Meersburg, redete in seiner bedächtigen Weise einige Male mit mir, ein wenig, aber nicht viel mehr mit Annette von Droste und schied am andern Tage wieder: ich aber schrieb und reimte über

diese merkwürdige, von solchen Gästen besuchte Meersburg ein langes Gedicht.

Annette von Droste hatte ich auf der Meersburg in einem runden Thurmgemach, rechts vom Eingange in die Burg, installirt gefunden, wo sie, von den Wohngemächern der Familie entfernt, wie eine einsame Thurmschwalbe träumend, sinnend, selten mit irgend einem nöthigen Briefe oder irgend etwas Anderem beschäftigt — „faul wie ein invalider Mops," sagte sie von sich selber — ihre meisten Stunden zubrachte. „Meine Schwester will mir auf meine Bitte," hatte sie darüber in einem ihrer Briefe gesagt, „ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten weiten Schlosse, worin sich doch die wenigen Bewohner verlieren wie einzelne Fliegen, einräumen, ein Raum so abgelegen daß, wie Jenny einmal hat Fremde darin logiren und Abends die Gäste hingeleiten wollen, sie Alles in der wüstesten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus desertirt waren." Hier wäre denn volle Muße und Ruhe gegeben gewesen, ihren westfälischen Roman, das Buch „Bei uns zu Lande auf dem Lande", wie sie beabsichtigte, zu Ende zu bringen. Aber sie zog es vor, zu sinnen, zu träumen, und wenn

es hoch kam, einen nöthigen Brief in die Heimath zu schreiben, am Vormittag einmal eine kleine Reise über allerlei Corridore und Treppen in meinen Bücherthurm zu unternehmen und nach Tisch die Haupttagesaufgabe zu erledigen, den vom Arzt vorgeschriebenen weiten Spaziergang, auf dem ich sie dann begleitete, über die Höhen oder am Seeufer entlang.

Wie auf den heimathlichen Kämpen Steine, wurden dann hier vom Strande die Früchte des schwäbischen Meeres aufgelesen — Muscheln, Schnecken, Tange — und mit dem großen schildpattgefaßten Augenglas gemustert, um endlich demselben Schicksal wie die Steine zu verfallen. Geplaudert wurde im langsamen Weiterschreiten von Menschen, von Büchern und von denen, welche sie schrieben; aber der liebe Gott hatte uns Beide nicht mit den Scheuklappen für Alles und Jedes, was nicht zum Fache gehört, auf die Welt kommen lassen, mit jenen Scheuklappen für Alles, was rechts und links von ihrem Wege liegt, die aus so manchen berühmten Leuten so herzbrechend langweilige Gesellen machen, weil nichts sie interessirt als ihr Ich und ihr Schaffen in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. So wurde denn viel auch geplaudert von Vor=

gängen in der Heimath, von den Tagesinteressen, von befreundeten und bekannten Gestalten, und Annette wußte oft daran psychologische Zergliederungen zu knüpfen, welche ihren merkwürdigen Scharfblick in die Seelen der Menschen bewiesen. „Wenn Ihnen ein Ehegatte viel von seinem Glück spricht, so können Sie darauf schwören, daß beide leben wie Hund und Katze.“ Oder: „Schlimm sind die guten Menschen, die bereitwillig ein Unrecht eingestehen, und sich bessern wollen. Nur auf die Reue hartnäckiger Sünder ist Verlaß.“ — „Wenn Zwei sich lieben, glaubt immer der Eine des Anderen Liebe noch viel größer als die seine.“ — „Ein Aristokrat ist auch der ärmste Bauer. Etwas, davon ist er überzeugt, versteht er besser wie alle Anderen: dem Saatkorn den richtigen Wurf zu geben, oder einem spatlahmen Pferd zu helfen — in dem Ding ist er der Oberste.“ — Das waren so Bemerkungen, die, humoristisch gewendet, sich in ihr Plaudern flochten. Ich kam zuweilen, im Angesicht der riesigen Alpenbühne, auf meine Sehnsucht nach dem sonnigen Jenseits dieser hohen Scheidewand, nach dem Lande Italien, zu reden. Annette aber theilte diese Schwärmerei nicht im mindesten. Sie glaubte, man werde von da grausam enttäuscht zurückkehren.

Die Art von Idealität, welche am Großen, Prächtigen, Glanzumflossenen, von aller Welt Gepriesenen und Verherrlichten sich nährt, war nicht die ihre, und wie sie durch keine Namen sich imponiren ließ, so auch nicht durch den Klang des Wortes Italien.

Den Rückweg vom Seeufer nahmen wir zumeist über die Höhe, durch einen Weinberg mit einem Winzerhäuschen darin, an dem gerastet wurde und wo der „geschäftige Pygmäe", ein beredtsames Männlein mit einem Zöpfchen, der mit seiner ebenso alten Baucis da hauste, uns Trauben brachte — Annette hat in ihrem Gedicht „Die Schenke am See" dem Orte ein Erinnerungsblatt gelassen.

Zuweilen kam es denn auch zu kleinen Störungen des Friedens, wenn die Meinungsverschiedenheiten zu schroff sich aussprachen; ich erinnere mich eines scharfen Kampfes, der über Herwegh entbrannte: aber wir waren Beide weder rechthaberisch noch herrschsüchtig und hatten ja nicht „für's römische Reich zu sorgen". Bei der oft angeregten Debatte, wo eigentlich der Schwerpunkt ihres Talents liege, für welche Art der Production sie sich concentriren solle, folgte sie endlich meinem Rath, weil dieser Rath mit der Aeußerung des Unglaubens an ihre Versicherung verbunden war, sie

werde im Laufe der nächsten Monate einen ganzen Band lyrischer Gedichte aus dem Aermel schütteln können. „Das sollen sie sehen," sagte das selbstbewußte Fräulein und zog sich in ihren Thurm zurück, um das erste niederzuschreiben. In den nächsten Wochen entstanden nun ein und auch oft zwei Gedichte an einem Tage, — sie wußte die Wette glorreich zu gewinnen.

Eines weiteren Ausfluges wie dieser Spaziergänge am See entsinne ich mich, den wir zusammen mit dem Burgherrn machten. Es war ihm eine Freude, uns eine seiner geliebten alten schwäbischen Abteien, dieser Heimstätten ältester Cultur, zu zeigen, und er führte uns über Hügel und durch herbstlich sich entlaubende Wälder nach dem benachbarten Salmansweiler, der Abtei Salem, einst einem reichsunmittelbaren Cistercienserkloster, das über ein Gebiet von 6 Quadratmeilen herrschte. In die dortige Kloster-Schule war Laßberg in seinen jüngsten Jahren gegeben worden; er wußte viel von der harten Zucht darin zu erzählen, wie die Schulzimmer nie geheizt gewesen, die Tinte im Winter zu Eis gefroren und wie er einst, ein sechsjähriger kleiner, mit rothem Mäntelchen angethaner Junker, sich auf dem Wege zur Kirche, weinend vor Frost,

auf den Schnee geworfen. In der Höhe, nicht fern, das Thal von Salem beherrschend, sahen wir Heiligenberg ragen, das durch seine Lage berühmte große Schloß der Fürsten von Fürstenberg. Da oben hatte unser alter Ritter seine schönsten Jahre verlebt. Nach der Mediatisirung des Fürstenthums Fürstenberg, das doch viel größer gewesen als so manche souverän gelassene deutsche Stätlein, hatte die verwittwete Fürstin Elisabeth, eine geist- und gemüthreiche Frau aus dem Hause Thurn und Taxis, als Vormünderin ihres minorennen Sohnes auf Heiligenberg residirt, und als Berather, als eine Art Alter ego, hatte ihr Freund, der Oberjägermeister von Laßberg, ihr zur Seite gestanden. Des Schlosses lange vernachlässigten Räume waren von ihnen wohnlich hergestellt, mit schönen Anlagen war seine Umgebung geschmückt worden; „zu dem romantischen Traum von einer edlen Ritterwelt alter Zeiten, der ohnedies bei dem öffentlichen Elend der deutschen Nation das Gemeingut der Besten geworden war, lud das Schloß mit seinem Rittersaal, seiner Burgcapelle, seinen Kreuzgewölben und seiner Geschichte ganz besonders ein. Hier entstand aus jener Freundschaft der Fürstin und Laßbergs, deren Erinnerung eine Felsengalerie durch ihre Namen auf die

Nachwelt bringt, die innigste — wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, durch priesterlichen Segen geknüpfte Verbindung.“ In der That war später, nachdem ihr Sohn die Regierung übernommen, die Fürstin Laßberg nach Eppishausen in der Schweiz gefolgt und dort auch gestorben.

Ich würde an dieser Stelle mehr aus den still, aber inhaltreich verfließenden Tagen des Winters von 1841 bis 1842 zu berichten haben, wenn ich nicht bereits das Bild Annettes von Droste, so weit es der Welt angehört und die Welt interessiren kann, an anderer Stelle zu geben versucht hätte und nicht die beste Charakteristik die Gedichte enthielten, die, so langsam sie auch gewürdigt worden sind, über kurz oder lang in den Händen der ganzen Nation sein werden. Und so lasse ich die romantische Meersburg, die edlen Gestalten, welche in meiner Erinnerung sie beleben, die Gedankenwelt, mit welcher sie mich umgab, sowie die über sich selber nicht ganz klaren Empfindungen, womit ich dort in das große und leuchtende Auge der besten Freundin, die ich im Leben gefunden habe, blickte, wie eine Fata Morgana in die Wellen des weiten Bodensees versinken. Wenn wir, wie so oft, hart am Rande dieser Wellen ent-

lang schritten, darauf erpicht, ihnen Muscheln und hübsche Schneckengebilde zu entraffen, kamen diese Wellen, die bis an unsere Füße spülten, und strudelten in die tiefen Fußstapfen hinein, welche der schmale kleine Schuh des westfälischen Edelfräuleins in dem weichen Sande zurückließ. Das konnte für sie nichts Symbolisches haben, denn die Wellen der Zeit können „die Spur von ihren Erdentagen" nicht fortspülen und auslöschen, aber die steilen und harten Alpenwände, welche jenseits der weiten Wasserfläche im Süd und im Ost sich aufthürmten, hatten nur zu viel Symbolisches für den Pfad durch's Leben, den ich von dieser Hauptetappe an weiter wandern sollte!

Am Mondsee.

Um Ostern 1842 gab es einen sehr traurigen Abschied von der Meersburg und ihren Bewohnern. Ich durfte eine Stellung nicht ausschlagen, welche mir unter sehr günstigen Bedingungen und mit der Aussicht auf eine lebenslängliche Versorgung angetragen war; zuerst durch einen ehemaligen, in Darmstadt zu Würden und Ehren gekommenen Schulmann, welcher einst Lehrer des Fürsten Wrede in Baiern gewesen, und sodann durch den Fürsten selber. Ich sollte Erzieher seiner zwei Söhne im Alter von vierzehn und dreizehn Jahren werden, bei der Leitung der geistigen Entwickelung der beiden Knaben durchaus unabhängig bleiben und für die einzelnen Lehrfächer sollten besondere Lehrer thätig sein. Der Freiherr von Laßberg

erkundigte sich nach den Verhältnissen des fürstlichen Hauses, und da Alles sich befriedigend anließ, entband er mich mit großer Uneigennützigkeit von der Vollendung der für ihn übernommenen Arbeit, von der ich nur die Katalogisirung seiner Handschriftschätze hatte fertig stellen können, den schwereren, aber auch angenehmsten Theil der Aufgabe. Und dann verließ ich das alte romantische, mir unvergeßliche Schloß am Meere.

Ich reiste über Ravensburg, wo ich den Abend mit dem auf der Meersburg mir bekannt gewordenen Hermann Reuchlin zubrachte. Von all' den zahlreichen Schwaben, tüchtigen und gediegenen, aber oft auch gründlich wunderlichen Gesellen, die ich habe kennen lernen, fast alle von großer Innerlichkeit und Tiefe des Gemüths, aber alle auch mit einer hervorragenden Anlage versehen, sich das Leben schwerer zu machen als nöthig, sind mir wenige sympathischer geworden als dieser Urenkel des berühmten Humanisten Reuchlin, der damals, wenn ich nicht irre, Pfarrer in Ravensburg oder in der nächsten Nähe war. Sie leiden zumeist alle an argwöhnischem Wesen, diese Schwaben, und an der Neigung, beim Beackern des Lebensfeldes den Pflug zu tief einzusetzen. Reuchlin hat später,

als Pfarrer in Pfrondorf bei Tübingen, der Theologie entsagt, der seine gründlichen Werke über Pascal und über Port-Royal, diese ausgezeichneten Darstellungen des Jansenismus, angehörten, und ist nach Stuttgart gezogen, um dort, von dem Gedanken der deutschen Einigung unter Preußen warm durchglüht, seine die Einigung Italiens darstellende Geschichte dieses Landes zu schreiben, welche ihn jenseits der Alpen, wo das Werk übersetzt wurde, fast bekannter machte als diesseits. Es war eine Natur von seltener Liebenswürdigkeit, und dazu der erste Mann, welchem ich begegnet bin, der die Bedeutung der Dichtergabe Annettens von Droste, welche ihrer Umgebung noch völlig verschlossen war, ahnte. — Durch das schöne Schwabenland, an der alten Abtei Weingarten vorüber, die ich im Stillen von dem alten Ritter, der so Vieles von der berühmten Weingartner Minnesänger-Handschrift zu sagen wußte, grüßte, gelangte ich nach Stuttgart, wo ich einige Tage verweilte, gefesselt durch mehrfache persönliche Berührungen, welche sich hier ergaben — mit H. Hauff, G. Pfizer, W. Menzel, Arthur Schott und dem liebenswürdigen Ludwig Bauer, dem D. F. Strauß ein schönes Denkmal gesetzt hat.

Und dann finde ich mich in meinen Erinnerungen an einem kühlen Aprilmorgen in einer fremden, weit entlegenen Landschaft wieder, durch die mich ein königlich baierischer Postwagen langsam schaukelt; die noch winterlich kahlen, niederen Höhen rechts und links umschließen ein ziemlich melancholisch aussehendes Thal, feuchte Nebel lagern auf dem Gewässer, das sich trägen Ganges hindurchschlängelt und das Mitreisende die „Altmühl" nennen, mit wunderlicher Verwirrung der Begriffe. Und dann muß ich an ein dickes altes Foliowerk in der Meersburger Bibliothek denken, an Falkensteins „Nordgauische Alterthümer", denn der Wagen rollt einem alterthümlichen Reichsstädtchen, dem Hauptort dieses Nordgaus, zu, Weißenburg genannt, ebenso wenig weiß, wie der nahe Fluß eine Mühle ist. Und nach einer halben Stunde ist mein Ziel, Ellingen, erreicht, das Städtlein, auf der Route von Nürnberg nach München, in dem ich mich erinnere, schon einmal eine Nacht zugebracht zu haben — vor Jahren auf der Reise zur Universität München —, wo ich damals, zur Weiterfahrt gerüstet, Morgens früh um sechs Uhr in der Gaststube Männer und Weiber traf, die zum Frühstück Bier, kaltes Bier, in sich hineingossen;

ich gedenke noch meines Entsetzens über diese altbaierische Thatsache, die mir so sehr gegen alle Gesetze der Natur, welche den Menschen zum warmen Frühstück den Mokka und die Cichorie gegeben hat, zu verstoßen schien.

Eine Stunde später stellte ich mich auf dem Schlosse zu Ellingen vor.

Das Schloß zu Ellingen ist ursprünglich als stolzer Herrensitz für die Landcomthurei der Ballei Franken des deutschen Ritterordens erbaut — weshalb so ausschweifend groß, fürstlich, imposant für einen Landcomthur, das weiß ich nicht zu erklären —; für die Ausübung seines Berufs, die verwogenste Repräsentation des „fruges consumere natus“ darzustellen, hätte solch ein frommer Bruder des Marianerordens nicht so viel Raum bedurft. Jedenfalls war es jetzt ganz geeignet, als Ausstattung für einen neucreirten Fürsten zu dienen; hatte doch der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian Franz, als ihm die Franzosenfluth von 1794 aus seinem linksrheinischen Erzstift Köln weggeschwemmt, keine stattlichere Residenz als Ellingen gefunden und sich da heimisch gemacht.

In diesem schönen Schlosse nun herrschte unter dem ältesten Sohn und Erbfolger des gefürsteten Marschalls

von Wrede ein ziemlich reges Leben, das dem neuen Erzieher der Prinzen, welcher sich ihm einzufügen und zu accommodiren hatte, manche sehr angenehme Seite darbot: Zunächst die, daß seine Zöglinge zwei lenksame und wohlerzogene Knaben ohne Dünkel und ohne Prinzenmarotten waren, der älteste talentvoll und der zweite voll guten Willens. Dann, daß der Fürst, früher baierischer Cavallerie-Offizier und ganz der Typus eines solchen, wenn er auch einige Jahre lang einen Regierungspräsidenten der Pfalz zu Speier abgegeben hatte — daß der Fürst ein großer Pferdefreund war und in seinem Marstall wie in seinem Gestüt an die 100 Pferde hielt. Stallmeister war ein Sohn des berühmten Schlachtenmalers Albrecht Adam, der jüngste Bruder der bekannten Maler Franz, Eugen und Benno Adam, welche noch heute Zierden der Münchener Künstlergenossenschaft sind. Nun war Reiten seit je mein Leibsport; mit dem malerischen Stallmeister verband mich bald das Band engster Freundschaft, und mein ganzer Ehrgeiz ging darauf, die Lücken meiner hippologischen Bildung zu ergänzen; ich hatte früher einen Unterrichtscursus durchgemacht, aber wie viel fehlte mir noch, um mit so ruhiger Geistesgegenwart ein feuriges Pferd zu

beherrschen wie mein ältester Zögling, Prinz Carl, seinen Braunen, oder mit dieser zähen, bewundernswerthen Festigkeit im Sattel kleben zu bleiben wie Prinz Otto, wenn Pascha, sein kleiner türkischer Schimmel, einen seiner Anfälle von Tücke und dämonischer Widerspänstigkeit bekam. Aber Uebung macht den Meister, und an Uebung ließen wir es nicht fehlen. Jeder Morgen sah uns im Sattel, oft bis tief in den Vormittag hinein — die Wissenschaften litten allerdings ein wenig darunter — leider einmal auch mein Schultergelenk, das eines schönen Sonntag-Morgens in Folge einer perfiden Bewegung meiner „Negresse“ und des wohlberechneten Sturzes, den ihr schwarzes Gemüth geplant hatte, gründlich aus den Fugen gerieth. Während der Wochen einer schmerzhaften Kur, welche nöthig wurde, hatte ich Zeit, mich mit der ehrlichen Seele des Dieners zu befreunden, den mir der Fürst zugewiesen hatte; er saß Stunden lang vor meinem Bett, der gute Spiridion, mit seinem Fes, seiner blauen mit Goldlitzen ausgenähten Jacke und seiner weiten, bauschigen, immer so blendend weißen Fustanella. Denn Spiridion war ein echter Hellene, rein klassischen Vollbluts, von den Inseln des jonischen Meeres stammend, dabei des Deutschen hinreichend kundig, um mir

aus seinem nicht gerade viel-, aber tiefbewegten Leben erzählen zu können. Eine verwittwete Schwägerin des Fürsten, die Tochter eines stolzen Phanariotengeschlechts, zuerst mit einem Grafen Metaxas, dann mit dem fahrenden deutschen Prinzen aus Ellingen vermählt, hatte diesen durch einen gewaltsamen Tod verloren und ihre schöne jonische Inselwelt verlassen müssen, um hier, tief im Lande Bajuvarien, ein Asyl für sich und ihre zwei Töchterchen mit den kohlschwarzen Feueraugen und dem südlich warmen bronzefarbenen Teint zu finden; und kranken Herzens auf diese blickend, hatte sie wohl oft mit Rückert geseufzt:

„Uns Armen ist hier die Luft zu schwer
Im Land voll Sturmesgetose —“

und hatte „das Land der Griechen mit der Seele gesucht“, bis endlich die Seele sich hinübergeschwungen über das blaue jonische Meer in ihr ewiges Vaterland und nur den morschen Leib in der Gruft der Schloßcapelle zu Ellingen zurückgelassen. Bei der Hinüberführung ihrer Leiche und der feierlichen, während der Nacht stattgefundenen Bestattung aber war, so versicherte Spiridion und die Schloßbewohner bestätigten es, etwas Seltsames vorgekommen; man hatte die kleinen verwaisten Mädchen am Abend nicht ahnen

lassen, daß in der Nacht die Mutter ihnen entführt werden solle, und dieselben wie immer zeitig zur Ruhe gebracht; am anderen Morgen aber hatte das ältere, das damals acht Jahre zählen mochte, ihrer Gouvernante erzählt, wie schrecklich sie geträumt, wie sie von schwarzen Männern ihre Mutter getragen gesehen, inmitten brennender Fackeln, über die Schloßtreppe hinab, über den Hof, durch das mit schwarzen Draperien umkleidete Portal der strahlend erleuchteten Kirche, und was dort Alles geschehen — das Kind hatte im Traum den ganzen Hergang der feierlichen Bestattung gesehen. — Spiridion aber, um auf ihn zurückzukommen, war der verstorbenen Fürstin Diener, Vertrauter, Stütze gewesen und jetzt ebenfalls mit dem Gefühl eines Verwaisten zurückgeblieben.

Geistiger Anregungen oder der Besuche gab es in Ellingen nicht viel; ich erinnere mich nur, daß eines Tages der Bischof von Eichstädt einkehrte, der Graf Reisach, dessen Vater in Langs Memoiren eine so schlimme Rolle spielt, dem ich aber, obwohl ihm der Jesuit bedenklich aus den unstät bewegten Augen sah, nichts Uebles nachsagen will, da er später als Cardinal zu Rom 1865 die Güte hatte, mich mit einer kleinen erlesenen Gesellschaft in den Kata-

komben von San Calisto umherzuführen und uns mit seinem gründlichen Wissen tief in die Geheimnisse der Roma sotteranea einzuweihen. Auch Franz Adam, der Schlachtenmaler, kam, des Fürsten edelste Rosse zu porträtiren — er zeichnete mein Porträt bei dieser Gelegenheit und gab mir einen recht schönen Pferdekopf. Dann ein Fürst Lieven aus den Ostseeprovinzen, der sich darauf capricirte, die Feldhühnerjagd zu Pferde zu treiben, und dabei natürlich nie etwas schoß; ab und zu ein Graf Buttler, baierischer Lieutenant, dem man auf der nahen kleinen Festung Wülzburg sein Standquartier angewiesen, mit der boshaften Absicht, ihn da in der ödesten Langenweile Buße dafür thun zu lassen, daß er in früheren Quartieren sich zu viel Kurzweile gemacht. Das Alles gab für mich keine Anknüpfung, und zu meiner Unterhaltung in den Mußestunden war ich also auf Beobachtungen des Thierlebens in den Pferdeställen oder auf die reiche Memoirensammlung in der mir untergebenen Schloßbibliothek angewiesen.

Schon im Mai, der im Jahre 1842 von ungewöhnlicher Schönheit war, trat jedoch unvermuthet ein Decorationswechsel ein, der mir natürlich höchlich willkommen war. Der Fürst verlegte seine Residenz auf seine Güter

in Oesterreich; die Reise ging mit bereit gehaltenem Relais quer durch das Baierland nach Regensburg, dann auf einem Donaudampfer hinab, an dem schönen Passau vorüber, nach dem österreichischen Grenzstädtchen Engelhardszell. Einen Büchsenschuß weit von diesem Orte erhebt sich eine alte Abtei — eine der drei aufgehobenen Benedictiner-Abteien: Engelhardszell, Suben und Mondsee, welche Napoleon als Dotation dem alten Marschall Wrede verliehen, als er diesen zum Comte de l'Empire creirt hatte. Sie lag wunderbar schön, diese im vorigen Jahrhundert neu erbaute, jetzt zu einem herrschaftlichen Sommersitz mit allen genügenden Einrichtungen versehene Abtei — unfern des majestätischen Stromes, der hier hohe, steile, mit dichtem Laubwald bewachsene „Leithen" und die malerischen Burgruinen von Rana-Riedl und Marsbach spiegelte. In dem Städtchen aber bildete die feinere, geistig regsamere, höflichere Menschenrace, mit ihren dunklen Haaren und Augen, ihrem liebenswürdigen Dialekt, einen höchst angenehmen Contrast zu den eben verlassenen baierisch-fränkischen Grenzlandbewohnern. Die vielen „Fexe" — zwerghafte Menschen mit dicken Wasserköpfen und der Intelligenz eines achtjährigen Kindes — waren freilich

eine ebenso betrübsame Erscheinung, wie sie mir fremdartig war.

Ist es die Schönheit, der großartige oder malerische Charakter einer Landschaft, welcher die Bewohner zu aufgeweckten, geistig regsamen, liebenswürdigen Menschen mit vorwaltender Heiterkeit des Gemüths und geselligen Trieben macht und den Anwohnern des Rheins wie der Donau diesen gemeinsamen Grundzug ihres Wesens verleiht? Ich glaube kaum; der Schweizer Heimath ist schöner noch, und schön ist auch der Basken, der Schotten, der Norweger Vaterland — aber übermäßiger Besitz der angedeuteten Eigenschaften ist ihnen nicht nachzurühmen. Es müssen's schon die großen Ströme, diese lebendig pulsirenden Verkehrsadern sein, welche die wohlthätige Wirkung auf die Fähigkeit der Menschen üben, das Leben mit heiteren, offenen Sinnen zu nehmen, eben weil sie Verkehrsvermittler sind, das sich Abschließen und Verschließen des Einzelnen verwehren und weil die Fülle der an ihren Ufern vorüberziehenden Erscheinungen größer, anregender, geistig erweckender ist als irgendwo anders. Und solcher Einfluß muß denn vor Allem sehr gründlich umwandelnd im Laufe der Jahrhunderte auf die Stämme an den Donauleithen ge-

wirkt haben; denn wir wissen ja, daß die eleganten Herren und Hofgelehrten im Hauptquartier Marc Aurels — Fallmerayer versichert es wenigstens — zu ihrer Zeit bitterlich über die unästhetisch langen, bretternen, gräßlichen Gesichter der Donauanwohner von Lorch bis Vindobona geklagt haben. Und heute zeigt das Volk in Oberösterreich, im Salzkammergut, in Niederösterreich, dem die Geschichte einen so herrlichen Erdfleck, aus dem es sich einen reichen Garten schuf, zu bewohnen gab, eine auffallende Wohlgestalt und nimmt in hohem Grade ein durch Höflichkeit und Sitte.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Engelhardszell stellte mir der Fürst anheim, ob ich, während er sein Hauptquartier jetzt nach seinem eigentlichen Sommersitz, Mondsee, verlege, mit seinen Söhnen eine Fahrt die Donau hinab machen wolle, um mit ihnen Wien, vielleicht auch Pest zu sehen. Natürlich hatten weder der Erzieher noch die Zöglinge das Mindeste gegen einen so schönen Plan einzuwenden. Die kleinen Ranzen waren bald geschnürt, der nächste vorüberkommende Dampfer bald bestiegen und fort ging es auf dem prächtigen Strome gen Linz und weiter in die wundervollen Naturscenerien hinein, welche sich dem

Auge des Stromfahrers erschließen, der mit den enthusiastischen Sinnen eines romantisch angelegten Gemüths zu diesen waldreichen Höhen, diesen im Hintergrunde aufsteigenden Alpenfirnen, zu diesen Burgruinen und Klöstern aufblickt — zu der Burg Rüdigers von Pechlarn und den Kerkerthürmen Richards von England, zu den herrlichen Abteien von Florian, Kremsmünster, Mölk, Göttweih, Klosterneuburg und wie sie Namen haben. Ein sehr freundlicher und gefälliger Herr, den ich auf dem Verdecke kennen lernte, machte bereitwillig den Nomenclator und Deuter all' der unbekannten Punkte in dieser fremden Welt. Zuletzt erst erfuhr ich, daß dieser höfliche Reisegefährte der Graf Kufstein, österreichischer Gesandter in Kassel, sei.

Und dann am Nachmittage des zweiten Tages waren wir in Wien, inmitten der innern, geräuschvollen, menschenüberfüllten Stadt, welche damals noch von Lärm und dichtem Gedränge erfüllter war als heute, wo der Ring einen großen Theil des Verkehrs und der bewegten Menge abgezogen hat. Was in Wien zunächst auffällt, ist, daß es so viel von seinem alten historischen Gepräge behalten hat und daß dies Gepräge ihm einen so mannigfachen, abwechselungsreichen Charakter giebt. Kein Stadttheil ist

gerade wie der andere, keine Hauptstraße ist mit der anderen zu verwechseln, keine der weitgedehnten Vorstädte mit der anderen; jede hat ihre besondere Physiognomie. Das ist heute noch so, wenn statt der früheren langweiligen Glacis jetzt auch ein ganz neues und allerdings gleichartigeres Element, der Ring, mit seinen großartigen Monumentalbauten hinzugekommen ist, mit der endlosen Fülle reicher architektonischer Conceptionen, die hier — gottlob unter den ausschließlichen Auspicien der heiligen Renaissance — sich an einander reihen.

Wien ist und bleibt eben die gemüthlichste Stadt Deutschlands, was allein erklärt, daß damals alle geistig bedeutenden und unabhängigen Menschen nicht längst daraus fortgelaufen waren, um der heillosen Polizeiwirthschaft, dem unglaublichen Druck des politischen Systems zu entkommen, dessen Träger unser theurer westdeutscher Landsmann Metternich — insoweit er nicht blos der Sündenbock desselben war. Denn die Initiative dazu ist doch nie von ihm ausgegangen, nicht einmal von dem noch schlimmeren Kaiser Franz: sie ist im Grunde doch nur der Ausfluß des eigentlich herrschenden Princips in Oesterreich gewesen, jener geschlossenen und allmächtigen Aristo-

kratie, die hier nur zu ganz denselben Erscheinungen führte, wie in Venedig; hinter dem Wiener Spitzel und dem venetianischen Sbirren, hinter den Casematten vom Spielberg und den venetianischen Pozzi stand eben dasselbe Princip. Aber dem sei, wie ihm wolle, die Dinge lagen damals so, daß sie für Menschen von geistiger Freiheit etwas Unerträgliches haben mußten. Und doch ließen sich diese fesseln von dem Zauber Wiens; wo in der Welt gab es Musikgenüsse, gab es ein Burgtheater, gab es eine Geselligkeit wie in Wien; wo in der Welt war dazu eine große Stadt von einer solchen Natur umgeben, und wo endlich lebte man so billig wie dort!

Zu den Geistern, die damals also trotz alledem in Wien lebten, zu den Grillparzer, Auersperg, Halm, Bauernfeld, Littrow, Hammer-Purgstall, Feuchtersleben, Hormayr, gehörte auch Nicolaus Lenau. Er war der Einzige, den ich — ich entsinne mich nicht mehr, durch wen oder was bei ihm eingeführt — damals kennen lernte, in einem jener berühmten Wiener Kaffeehäuser, welche der Rendezvousplatz verwandter Seelen waren und deren tabakduftiges tiefes Schattendunkel zumeist dem Luxus glänzender neuer Etablissements gewichen ist. Lenau war eben im eifrigsten

Billardspiel begriffen, das er unterbrach, um sich mit mir auf eine in einer Fensternische angebrachte Bank zu setzen und, während er starke Tabakswolken aus einer Meerschaumpfeife zog, sich auf's Offenste und Freundlichste mit dem norddeutschen Fremdlinge zu unterhalten. Er war eine schmächtige Gestalt von mittlerer Größe, ein wenig knochig gebaut, ein wenig eckig, aber lebhaft in seinen Bewegungen, unumwunden und derb in seiner Art, sich auszudrücken. Seine Züge waren edel und regelmäßig angelegt; um schön zu sein, fehlte ihnen die gesunde Frische — sie schienen mir, in dieser qualmigen Kaffeehausbeleuchtung wenigstens — gar sehr von des Gedankens Blässe angekränkelt. Da Gespräch währte nicht lange, da ich nach einer Viertelstunde ging, um ihn seiner unterbrochenen Beschäftigung nicht länger zu entziehen. — In der Burg lernte ich dann noch Joh. Gabriel Seidl kennen, der uns dort die Schätze des Antikencabinets zeigte.

Nach acht Tagen, nachdem noch allerlei andere Sehenswürdigkeiten erledigt waren, trieb mich eine Erkältung — das Klima Wiens hat seine Tücken — heim, und dies Heim hatten wir aufzusuchen inmitten mir neuer Naturscenerien von berauschender Schönheit, in den Tiefen jener

Alpenwelt, deren blaue, auf den höchsten Firnen noch mit Schnee bedeckte Zackenlinien schon auf der Donaufahrt die Blicke gefesselt hatten. Es lag tief in der abgeschlossenen Welt eines Bergseethales, mit dem Silberspiegel seines Seebeckens, mit den ragenden Steilwänden seiner Schrofen und Felsthürmungen, deren Fuß unmittelbar die sanfte grüne Welle des friedlichen Gewässers bespült. Von dem alten Abteischlosse Mondsee aus, in dessen Quadrum der üppige Springquell rauschte und plätscherte, zu dem wie in einem Zug 5500 Fuß hoch aufsteigenden Schafberg oder der Lorenziwand mit ihrer zweithürmigen Capelle, die so malerisch sich an ihren Fuß drängt, aufblickend, konnte ich des fesselnden Anblicks dieser großartigen und dazu mit einem so üppigen Blumenreichthum gesegneten Natur im Frühlingsschmuck nicht satt werden. Man muß aus den Haiden von Clemenswerth stammen, aus den Flächen Norddeutschlands gekommen sein, um die ganze Wirkung solcher Naturschönheit zu empfinden.

Die alte Abtei hatte wenig mehr von ihrem historischen Gepräge; nicht einmal die Abteikirche hatte es, auf deren Hauptaltar als Stifter jene Baiernherzoge Odilo und Thassilo standen, von welchen der letztere so schmachvoll

als Opfer der Politik Karl's des Großen unterging, dieses klugen Regenten und gründlich schlechten „Kerls", wie unsere entrüsteten Vorfahren, die Sachsen, den Namen des abscheulichen Tyrannen aussprachen. All' diese österreichischen und so viele der süddeutschen Abteien sind eben im Laufe der Jahrhunderte zu reich geworden, und das hat ihre frommen Insassen im vorigen Jahrhundert zu der Ueppigkeit großartiger Neubauten verführt, die die Schöpfungen des Mittelalters gründlich zerstört haben. Auch von alten Büchern, schriftlichen Denkmalen oder Kunstüberresten, nach denen ich forschte, fand sich in dem Schloß des baierischen Marschalls just so viel vor, als gerade damals Fallmerayer unter den türkischen Kanonieren in den Ruinen der trapezuntischen Komnenenburg entdeckte. Dagegen lernte ich in dem an die Abteigebäude sich schließenden Flecken einen prächtigen Menschen, einen landeskundigen, naturforschenden und dichtenden Apotheker kennen. Dem stein- und kräuterkundigen Manne hatte dazu ein hervorragendes Dramaturgentalent nicht eher Rast gelassen, als bis er unter den bildungsfähigen Seelen des Orts ihrer so viele zusammengebracht, um ein Liebhabertheater zu errichten, das, in der Ortsschule aufgeschlagen, in den

Wintermonaten regelmäßig Stücke von Johanna von Weißenthurm, Kotzebue, der Birch-Pfeifer u. s. w. überraschend gut zur Darstellung brachte. So etwas ist doch fast nur unter den bildsamen, geistig anregsamen und empfänglichen Oesterreichern möglich, — solche Dilettanten-Aufführungen in den entlegensten und kleinsten Ortschaften des Landes ob und unter der Enns sollen nichts Seltenes sein. In Mondsee waren sie freilich lediglich meines kräuterkundigen Freundes Rudolf Hinterhuber Verdienst!

Als ich eines Abends plaudernd bei ihm in seinem bescheidenen Stübchen saß, in welches der Geruch der anstoßenden Apotheke mit seiner eigenthümlichen, die Phantasie in ferne Tropen versetzenden Schärfe drang, öffnete sich nach einem derben Anklopfen die Thür und ein wunderlicher Fremdling, eine bäuerisch aussehende Gestalt mit langem, wildem Vollbart trat herein.

„Schau, schau, der Franz von Piesenham!“ rief erfreut mein poetischer Apotheker aus, und dann machte er mich bekannt mit dem ursprünglichsten und begabtesten aller Volks- und Naturdichter Oesterreichs. Denn das, ein Naturdichter war der Franz, und war es geblieben, obwohl man, als er noch jünger gewesen, einen miß-

lungenen Versuch gemacht hatte, im Seminar zu Linz etwas Geistliches aus ihm zu ziehen; er war aus dem Seminar fortgelaufen und hatte ein wanderndes Rhapsodenleben mit der Zither unter dem Arm mehr in Uebereinstimmung mit seinem Naturell gefunden. So war er denn sehr berühmt geworden auf allen Dörfern und Einödhöfen Oberösterreichs, und jedes hübsche Liedlein im Volksdialekt wurde, auch wenn er ganz unschuldig daran war, nach ihm ein „Stelzhamer“ genannt. Mir ist der Sinn für Dialektpoesie nie recht aufgegangen — sie ist und bleibt für den gebildeten Menschen, dem sich der Ausdruck des Gedankens oder des Gefühls, von welchem er wirklich und in Wahrheit ergriffen ist, immer zunächst in seiner Muttersprache aufdrängt, eine Stilübung. Er wird immer dabei Ideen, Bilder, Empfindungen auszusprechen finden, die nur in der Region seiner Muttersprache liegen und bei welchen er in den Dialekt übersetzen, dem Volke Fremdes, der Volkssprache nicht Angehörendes, blos in der Muttersprache Gedachtes und Denkbares in seinen Text hineinzwingen muß. So ist z. B. der ganze sentimentale Theil bei Reuter meinem Gefühle nach aus dem Hochdeutschen übersetzt. Die „Volksseele“, wie spitzfindige Leute das

nennen, ist naiv, nie sentimental. Wer uns einen Band Gedichte im Volksdialekt giebt, lädt uns immer zu etwas wie zu jenen Hoffesten des vorigen Jahrhunderts, den auf gebohnten Parketböden und unter mythologischen Decken-gemälden und Krystal-Lüstren gehaltenen Bauernhochzeiten, die man heute geschmacklos findet, denn Kammerherren und Hofdamen sind keine Bauern und keine Kuhmägde. Nur bei Franz Stelzhamer konnte man die Dialektpoesie gelten lassen — die Cultur hatte ihn wahrhaftig nicht beleckt, und bei ihm war obderennsische Art, sich kund zu geben, die richtige Muttersprache geblieben. Er ist später auch in Wien viel gefeiert worden — was dann aus ihm ge-worden, der liebe Gott und außer ihm vielleicht Constantin Wurzbachs miraculeuses großes Lexikon mag es wissen!

In des Fürsten Ställen standen nicht umsonst mancher-lei Rosse für jeglichen Gebrauch; ein Postzug von vier raschen ungarischen Schimmeln versetzte uns von Zeit zu Zeit nach dem schönen Salzburg, von wo weitere Aus-flüge nach dem Gollinger Wasserfall, in die salzigen Tiefen von Hallein mit ihrem fackelerhellten unterirdischen See, nach dem Untersberg und nach Berchtesgaden gemacht wurden. Das reizende Hellbrunn, geschaffen von dem

Salzburger Erzbischof Marcus Sitticus von Hohenems, erinnerte lebhaft an die Meersburg, an der ein anderer Marcus Sitticus von Hohenems, der Cardinal, als Bischof von Constanz geschaffen und gebaut, und an meinen alten Ritter, der so viel von dem großen, den rhätischen Bergen entstammten Condottierengeschlecht zu erzählen wußte, welchem dieser stolze Cardinal ein so großartiges Denkmal in der Villa von Mondragone geschaffen hat, der größten und hochragendsten von allen Villenschöpfungen des Albaner-gebirgs — er ist für Rom auch noch der Stifter eines großen Adelsgeschlechts geworden, der von seinem natürlichen Sohne Robert abstammenden Herzoge von Altemps (alta Ems) und Gallese.

Nachdem die schönste Zeit des Jahres in Mondsee zugebracht worden, kehrte im Spätsommer der Fürst mit uns nach Ellingen zurück. Seine seit Jahren leidende Gattin, die sich seither in Baden-Baden aufgehalten, war ebenfalls dorthin zurückgekehrt; sie ging ihrer Auflösung entgegen und starb in der That nach einiger Wochen Verlauf. Ich that was ich konnte, um den Schmerz meiner Zöglinge über diesen Verlust, auf den sie freilich vorbereitet waren, zu mildern — und wohl besser noch half ihnen

ihre Jugend darüber fort. Und als dann der Spätherbst kam, wirkten ja die Zerstreuungen, welche er brachte, auf so elastische Knabenseelen tröstend genug. Es waren dies die großen, mit allem althergebrachten fürstlichen Apparat des edlen Waidwerks angestellten Treibjagden auf hohes und niederes Wild, dessen es in der Herrschaft eine Fülle gab — wenn abends nach dem letzten Treiben von den Forstleuten das Halali geblasen und die Strecke gemacht worden war, stellte sich die Beute oft auf 500 bis 600 Stück Wild heraus. Es war immer ein aufregendes Vergnügen, dazu mit einer großen Cavalcade in einen schönen, noch nebelverschleierten Herbstmorgen hinein auszureiten, über die Blachfelder und durch die von der Jahreszeit buntgefärbten Waldhügel fort bis zum Rendevousplatze, wo die Jäger mit ihren Hornfanfaren die Gesellschaft empfingen; und gegen die Grausamkeit solchen Massenmords macht eben die Leidenschaft des Sports unempfindlich — wenn man jung ist! Die Jugend ist eben grausam! Heute ist mir solch ein Massenmord ein Gräuel!

Als die Zeit der Jagden vorüber, doch vor dem Beginn des Winters, begab sich der kleine Hof — diesmal

über den merkwürdigen Wallfahrtsort Altötting, wo die baierischen Herrscher nach ihrem Tode ihre Herzen — wohl meist zu spät — zur Hut einer heiligen Jungfrau übergeben, und wo der grimme Tilly im grünen Sergeröckchen als Mumie in einem Glaskasten liegt — über Burghausen, Wasserburg und Zell am See nach Mondsee zurück. Hier wurde die ganze strenge Jahreszeit in der Abgeschiedenheit des nach und nach zuschneienden Alpenthales zugebracht. Der Winter war hart und dauerte lange — wie stets dort oben, verglichen mit der Milde unseres nordwestdeutschen Klimas. Trotz alles dessen, was die Tagesaufgaben für mich Absorbirendes hatten — ich hatte meine beiden, zwei ganz verschiedene Klassenstufen vertretenden Zöglinge nun doch in allen Fächern zu unterrichten — wurde mir beklommen und grausam melancholisch zu Muthe; in dieser Berg- und Felsenwelt, mit dem engsten Horizont verschneit, fühlte ich ein quälendes Bewußtsein der Gefangenschaft über mich kommen; man muß ein Kind der Alpenwelt sein, um in solch einem vom Winter verrammelten Thale frei athmen zu können. Ein Leben in der durch den Tod der Fürstin desorganisirten und nun wunderlich neu zusammengesetzten Familie des Fürsten existirte nicht; es

gab nur Abends ein leidenschaftlich cultivirtes Billardspiel mit dem Fürsten und dem Stallmeister.

Um meine Gedanken abzulenken, arbeitete ich in Freistunden an einem schon auf der Meersburg entworfenen Roman; aber ich fühlte mehr und mehr, daß meines Bleibens hier nicht sein könne. — Es war mir zugesagt, daß Lehrer in einzelnen Fächern mich unterstützen sollten. Aber woher sie in dieser Weltabgeschiedenheit nehmen? Und mein Unterricht allein konnte doch auf die Dauer nicht genügen. Dazu kamen jene Verhältnisse in dem Familienleben des Fürsten, die mir meine Stellung unmöglich machten. Auch schrieb mir damals mein alter Gönner, dessen herzliche Theilnahme seinem abtrünnigen Bibliothek-Amanuensis so treu geblieben war und dem ich eben ein Exemplar von Freiligraths Immermanns-Album gesandt hatte, folgenden Brief:

„Auf der alten Meersburg, 28. Hornungs 1843.

Verehrter Herr und Freund!

Zuerst lassen Sie mich meinen verbindlichsten dank aussprechen für das buch, mit welchem Sie die güte hatten, mich zum neuen jare zu beschenken, dem ich noch einen meiner frau und meiner maedchen, für die schoenen bilder beifügen soll.

Das buch habe ich mit vergnügen gelesen und manches daraus erfaren, was mir neu war: vor Sie Iren aufsaz über Merlin schrieben, haette ich gewünscht, daß Inen das buch des Herrn H. de Villemarque: Contes populaires des anciens Bretons. Paris et Leipzig. Jules Renouard. 1842. 2 baende in 8⁰ bekannt geworden waere, es würde Inen viele aufklaerung über das mythische gegeben haben, was in diesem dichter verschmolzen ist.

Von Irem freunde Freiligrath habe ich in der Coelner zeitung ein gedicht gelesen, das mir eben sowol gefallen als mißfallen hat. Gefreuet hat mich daß der hochfartsnarr Herwegh darinne seine wolverdiente abfertigung erhalten hat; aber, warum den namen eines ganzen volkes zu einem schimpfnamen machen? weil einer darunter ein dummer junge ist? — das waere doch eine so plumpe grobheit daß jeder wolerzogene mann bereuen müßte, sie begangen zu haben; übrigens bin ich nicht gewiß, ob Herwegh ein geborener Schwabe ist? ein Würtemberger ist er wol und ich kannte in diesem lande auch eine familie Herweg; sie war aber aus Franken.

Also Sie sind wieder in dem frommen Mondsee und

es felt Inen nicht an stoffe, die Glossas Monsee'enses, freilich in einem ganz andern sinne zu vermeren und zu bereichern. Das ist nun freilich eine fatale lage, in welcher Sie sich befinden! und ich moechte sagen: für einen mann von Iren grundsaezzen und gesinnungen, eine unertraegliche. Da Sie meine ansicht über die dortigen verhaeltnisse zu vernemen wünschen: so muß ich auch mit meiner angeborenen schwaebischen offenherzigkeit Inen unumwunden sagen, was ich an Irer statt tun würde, one Inen deswegen ausdrücklich raten zu können es auch zu tun, ich würde one bedenken selbst zu dem fürsten gehen und im vorstellen, wie nun sowol das alter als auch der studiengang seiner 14—15 jare alten soene es notwendig machen, sie aus dem vaeterlichen hause auf eine öffentliche schule unter aufsicht zu bringen, und allmaelig auch an den umgang mit menschen und andern staenden zu gewoehnen; zu diesem würde ich zwar in schonenden ausdrücken, aber doch ganz verstaendlich, einiges über das mißverhaeltniß der jungen prinzen zu iren neu hinzugekommenen haus- und tischgenossen und die ungleichheit, in welcher sie zu diesen auch in rücksicht der wissenschaftlichen fortschritte stehen, einfließen

lassen und endlich mit der erklaerung schließen, daß ich nicht glaube meiner pflicht und gewissen als hofmeister ferner genüge leisten zu können, wenn die sachen noch lange in diesem zustande bleiben sollten. Sie haben den fürsten nun laengst naeher kennen gelernt und müssen wissen, ob er der mann ist, solche offenbar nur gut gemeinte vorstellungen mit sanftmut aufzunemen; oder ob eine mündliche unterredung dieser art vielleicht heftige gegenaeußerungen hervorrufen koennte; in letzterm falle bliebe Inen da der weniger auffallende weg der schriftlichen mitteilung übrig; eines oder das andere muß ein resultat haben und wird dem so unangenemen zustande, in welchem Sie sich jetzt befinden auf die eine oder andere weise ein ende machen. am besten waere es wohl wenn der fürst Sie mit den prinzen für's erste auf ein Lyzeum schicken und seinen soenen da zeit ließ sich auf das akademische Studium vorzubereiten. von dem Lyceum zu Constanz hoere ich gutes; aber der fürst wird warscheinlich und begreiflicher maßen ein Baierisches vorziehn. diese notwendige und wie mir scheint unausweichliche verstaendigung mit dem fürsten waere das einzige was ich Inen raten kann. —

Sie schreiben, wie Sie mir sagen, einen Roman, der in Wien spielt, und in welchem Sie der Grävin Albany, der gemalin des letzten Stuart, auch eine Rolle zugedacht haben. wie diese frau nach Wien kommt? weiß ich nicht, so viel mir bekannt, ist sie nie dahin gekommen, es müßte denn in iren kinderjahren geschehen sein. die beilage enthaltet einige Notizzen, welche ich Inen über diese durch ire schicksale merkwürdige frau geben konnte. Sie heuratete schon beinahe im greisen-alter den Maler Fabre in Florenz, der auch ihr Erbe wurde, und ire kunstschaeze seiner vaterstadt Montpelier im südlichen Frankreich vermachte, die zu der aufbewa-rung ein eigenes haus bauen ließ.

Eine schwester meiner mutter, Katharine von Malzen, stiftdame zu Migette, war durch 12 jare oder laenger hofdame bei dieser frau gewesen. im winter 1778/9 kam sie mit ir aus Engelland nach Donau-eschingen und brachten sie da einige tage in dem hause meiner aeltern zu. im Jar 1786 hatte ich das glück den ganzen Sommer mit der graevin Albany und Alfieri, irem nachmaligen gemale, auf der Martinsburg, einem meiner tante Katharine zugehoerigen gute, bei Colmar

im Obern Elsaß zuzubringen. Sie war damal schon von dem Praetendenten durch den papst geschieden und stand noch im vollsten glanze irer schoenheit. Von gestalt war sie etwas mer als mittlerer groeße, und vestem, jedoch nicht übermäßig starkem Koerperbau. In iren koerperlichen bewegungen, war eben so viel anstand als grazie. Ire reichen lichtbraunen haare flossen beinahe bis zum Boden hinab. blaue Augen sprachen liebe und sanftmuth aus, ein schoen geformter mund bedeckte die schoensten elfenbeinweißen, ganz gleich geformten zaene. auf der feinsten und glattesten haut der wangen und des gesichtes, hatte der früher erlittene gram keine rosen zurückgelassen. haende und füße waren wolgeformt und gang und gebaerde anmutig und majestaetisch. Die stimme war etwas mer laut und tief, als weibliche stimmen hoeherer staende gewoehnlich sind. diese fürstin tanzte, sang, zeichnete, spielte harfe und clavier und ritt, in groeßerer vollkommenheit als frauen ires ranges gewoenlich tun. ir benemen war im oeffentlichen mer ernst als froelich, und obschon sie die gabe der conversation in einem ser hohen grade besaß, so konnte man sie in der allgemeinen unterhal-

tung doch nicht redeselig nennen; aber gegen jedermann war sie freundlich, gegen arme woltaetig und groß-mütig. man mußte sie kennen um sie lieben zu lernen; dann aber war man ir auch auf immer ergeben. Sie wurde pathin meines 4. und letztgeborenen sones, und so moechte alles, was ich noch zu irem lobe sagen koennte wol parteiisch erscheinen; darum Basta!

Wir befinden uns alle, Gott sei dank, ganz wol und hatten uns eines ausgezeichnet milden Winters zu erfreuen. blumen gibt es bei uns schon allerlei und die blüten der Mandelbaeume, Pfirschen und Apricosen sind am aufbrechen. Die beiden Hilden wachsen und gedeihen an leib und seele ebenfalls und sind Gottlob! gesund. Leben Sie wol von uns allen auf das freundlichste gegrüßt.

Ihr ergebenster

J. v. Laßberg.

Wenn Laßberg im Eingang seines Briefes sich über Freiligrath beschwerte, so lag hier freilich eine etwas gar zu patriotische Empfindlichkeit zu Grunde, welche die Verse:

Du trotziger Dictator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator
Und übrig nur — der Schwab!

mit jenem Mangel von Humor, welcher überhaupt den alten Herrn kennzeichnete, aufgenommen hatte. Es war nämlich just in jenem Winter, daß bei Gelegenheit von Freiligraths Gedicht: „Aus Spanien" (auf den Tod des Generals Don Diego Leon) dessen Polemik mit Georg Herwegh ausbrach. Für des Freundes Princip: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte", hatte auch ich damals durch Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Partei genommen. Vielleicht war, was ich da gesagt, ein Schlag in's Wasser; aber dieser Schlag in's Wasser war ein Ruderschlag für mein Lebensschiff geworden. Denn es bestimmte Dr. Gustav Kolb, den souveränen Leiter der berühmten Zeitung, mir plausibel zu machen, ich thäte besser, nach Augsburg zu kommen und sein ständiger Mitarbeiter zu werden. Und da ich bald darauf das Verhältniß zu dem fürstlichen Hause in der That löste — in der Weise, wie auch der alte Ritter es angerathen und weil der Fürst sich von seinen Söhnen nicht trennen wollte, jedoch in höflichster Friedfertigkeit —, verließ ich das stille

Alpenthal, meinen kräuterduftigen dramaturgischen Freund, nahm einen betrübten Abschied von meinem Periklesenkel in der Fustanella, der sich weltsehnsüchtig in den Kopf gesetzt hatte, als mein Diener mich begleiten zu wollen, und schied aus dem im schönsten Schmuck des Frühlings prangenden Salzkammergut, bereichert um ein gut Stück Welt- und Menschenkenntniß. .

Jener Steuerruderschlag an meinem Lebensschiff aber hatte diesem die Richtung auf Augsburg gegeben, um, bevor ich einen Entschluß faßte, diese biedere und hochberühmte alte Reichsstadt anzusehen und kennen zu lernen.

Am Rhein.

Die biedere alte Reichsstadt Augsburg! Gott nehme sie in seinen Schutz und lasse sie blühen und gedeihen! Sie hat mir vollauf gehalten, was ich mir von ihr versprach, als ich eines schönen Maiabends von Sanct Afra und meiner Herberge zu den drei Mohren her nach dem Dom hinunter ihre stille Straßen durchschritt und ihre schönen Cinque-Cento-Brunnen rauschen hörte und darauf lauschte, ob sie mit ihrem plätschernden Gemurmel mir warnende oder lockende Zukunftslieder sängen. Die Frage um die nächste Zukunft war für mich um so bedeutungsvoller, als ich mit dem Gedanken umging, weiter abwärts in deutschen Landen, unfern des Rheins um eine Hand zu werben, von der ich bis jetzt freilich erst die Schriftzüge kannte, die mir das winterliche Stillleben im Salzkammergutthal

erhellt hatten; und dann einen Hausstand zu gründen, der die Wahl des Aufenthaltsortes zu einer ernsteren Sache machte. Augsburg aber und die Menschen, die ich darin kennen lernte, konnten mir nur sympathische Eindrücke machen. Vor Allem Kolb, die wunderlich complicirte Schwabennatur, in dem Gutmüthigkeit und fast kindliche Schwärmerei oder besser Enthusiasmus sich mit so viel nüchterner Weltklugheit verbanden, mit einem liebenswürdigen kleinen Humor und der daneben auch wieder — als der Inhaber von allen möglichen Staatsgeheimnissen — einen sphinxhaften Eindruck machte. In seiner Natur lag etwas Sensitives, etwas Weibliches, und er bedurfte des Verkehrs mit gebildeten Frauen — eine zarte, leidende, kluge kleine Dame, die Gattin eines Großindustriellen, zu der er mich brachte, war seine Egeria.

Ich versprach also Kolb, im Herbste zu kommen, um unter seinen Auspicien an der literarischen Beilage der Allgemeinen Zeitung thätig zu sein, welche damals auf der Höhe ihrer Verbreitung, ihrer Autorität und ihres Einflusses stand — es war nicht zu viel gesagt, wenn man sie in jener Zeit das am sorgsamsten redigirte, gediegenste, jedenfalls universalste Blatt Europas nannte; sie hatte

damals als thätige Mitarbeiter H. Heine, Fr. List, Franz Pulsky, Fallmerayer, Thiersch, M. Wagner, Liebig und andere Namen europäischen Klanges. Auch war ihr Budget ein für jene Zeit unerhört großes. Sie gab jährlich für Redaction, Honorare der Mitarbeiter und Porto allein die Summe von 80,000 Gulden aus, die in der That achtbar war für jene Tage, wo die schwere Bürde des Telegrammverkehrs mit all ihren unnützen Vergeudungen für den unerheblichsten Notizenkram noch nicht auf solchen Unternehmungen lastete. Und — was das Beste daran, sie war die treue, unbeirrbare Pflegerin des deutschen Gedankens, deutschen Wesens, und hatte den großen Vorzug, durchaus nicht doctrinär zu sein. Ihre meisten Leser hatte die Zeitung in Oesterreich, das auf seine officielle „Wiener Zeitung" und auf seinen officiösen, von Pilat redigirten „Oesterreichischen Beobachter" als seine heimische Journalistik angewiesen, sich durch die Allgemeine Zeitung mit dem deutschen Geistesleben in Verbindung zu erhalten suchte; denn die Allgemeine Zeitung war ja in Oesterreich noch immer nicht verboten, obwohl sie alle Augenblicke von einer solchen Maßregel bedroht war. In Deutschland war es dabei etwas wie ein bekannte Thatsache, daß „die Allgemeine

Zeitung von der österreichischen Regierung bestochen sei". In der That war nur leider ganz das Umgekehrte der Fall. Die österreichische Regierung mußte nicht allein bestochen werden durch die größte Behutsamkeit, Umsicht und Nachgiebigkeit der Redaction, sondern auch ihre Satelliten durch baares Geld. Herr von Pilat z. B. erhielt unter dem verhüllenden Titel eines Gehalts für seine Mitarbeiterschaft, von der sehr selten eine Zeile erblickt wurde, 4000 Gulden jährlich, und er war nicht der einzige Parasit dieser Art.

Eine weitere Reisestation war dann Stuttgart, wo ich mich Herrn v. Cotta vorstellte, dessen Freundlichkeit mich an seinem Tisch mit einem sehr hohen Kirchenfürsten und einem unberühmten Manne von berühmtestem Namen zusammenbrachte. Jener war der eben zum Erzbischof von Erlau ernannte Patriarch von Venedig, Ladislaus Pyrker, der Dichter großer Epen wie Tunisias, Rudolfias rc., die heute vergessen in den Bibliotheken katholischer Gymnasien stehen; ein mittelgroßer, würdig und nachdenklich aussehender, sanfter Herr von großer Liebenswürdigkeit und Einfachheit des Wesens, wie man es selten anderswo als bei Naturen findet, welche vornehmer geblieben sind als ihr

Rang — oder ihre Berühmtheit. Der andere war ein Herr von Schiller, der jüngste Sohn des Dichters und Forstmeister irgendwo im Schwabenlande — ein sehr stiller und wortkarger Herr, hochgewachsen, stattlicher Gestalt und, wie es schien, dem Vater ähnlich sehend. Der Baron Georg von Cotta war ein Mann, der, ohne so hervorragende Geistesgaben zu besitzen wie sein berühmter Vater und ohne eine akademische Bildung — er war, ehe er die Leitung des Geschäfts übernommen, Eleve im königlichen Marstall gewesen, und man sah ihn nie anders als mit Reitpeitsche und Sporen einherschreiten — doch schon infolge der vielen Beziehungen, in deren Mitte er stand, einen großen Bildungskreis überschaute und sein weltberühmtes Geschäft als Fürst der deutschen Buchhändler sehr verständig zu leiten wußte. Er hatte dabei in kritischen Fällen die ganz hübsche Kriegslist angenommen, den Baron hervorzukehren und die „Buchhandlung“ als unabhängige Macht in's Feld zu senden; wogegen die Buchhandlung sich dann wieder schlau von den Bestimmungen und Anordnungen des Chefs abhängig erklärte und sich so deckte. So sagte man ihm wenigstens nach; ich selbst bin immer gut mit ihm ausgekommen, es war doch viel von dem

Wohlwollen und der Großartigkeit seines Vaters auf ihn vererbt. Von anderen Persönlichkeiten, mit denen ich in Berührung kam, muß ich Dingelstedt nennen, damals ein aufgehgendes Gestirn, ein großer, schöner junger Mann von den gewinnendsten Formen und der bestechendsten Liebenswürdigkeit; dann Hackländer, eine biedere, gute, gefällige und arglose Natur, der man gut werden mußte, obwohl er so verzweifelt wenig gelernt hatte. Und dann muß ich Moritz nennen, den allmächtigen Beherrscher des Stuttgarter Hoftheaters in jener Zeit, den ich bei Hackländer traf; „hic niger est, hunc tu Romane caveto,“ sagte Dingelstedt mir von ihm; aber wer wäre in dem guten Schwabenlande, und noch obendrein wenn er das Hoftheater als Oberregisseur und als eine Art Vice-Intendant zu leiten hatte, nicht ein wenig schwarz geworden vor allen den großen und kleinen Zettelungen, Gehässigkeiten und Parteimanövern, welche ewig da im Schwange waren! Moritz war ein überaus geistreicher, amüsanter Mensch, der namentlich voll vortrefflicher Geschichten stak — die Erzählung seiner Trauung und Hochzeitsreise mit einer österreichischen Gräfin v. St., von ihrer Marotte, nur zwischen Decken und Kissen von Hirschleder zu schlafen, die sie auf großen

Tischen zu etabliren gepflegt, war zwerchfellerschütternd. Dann sah ich Berthold Auerbach wieder, der jetzt in Stuttgart wohnte, beschäftigt mit einem bürgerlichen Familiendrama, auf das er große Hoffnungen setzte und das er dann doch klüglicher Weise der Welt vorenthalten hat, um sie bald darauf mit seinen ersten Dorfgeschichten zu beschenken, dem Besten, was er je geschrieben hat und was sich denn auch so bald und glorreich Bahn brach. Eine fernere Bekanntschaft war die einer damals viel genannten Dame, die mich in ihre wärmste Protection nahm; dies war Frau Emma von Suckow, Emma von Niendorf mit ihrem Autornamen und mit ihrem Mädchennamen Fräulein von Calatin heißend, weil sie, dem gräflichen Hause Pappenheim angehörend, doch durch irgend eine Chicane des weltlichen oder kanonischen Rechts nur diesen ältesten und eigentlichen Namen des ruhmwürdigen Geschlechts führen durfte. Frau von Suckow, ein liebes, gutes, anmuthiges Frauchen, mit einem aus Mecklenburg stammenden Obersten von Suckow verbunden, der sie mit Vergnügen ganz ihrem Literaturleben zu überlassen schien, war ein zartes Wesen und ihr Talent war ebenfalls ein zartes Wesen, das man nicht zu hart anfassen durfte. Immerhin aber schrieb sie ganz

hübsche Sachen: Reiseskizzen, biographische und literarische Essays und Erzählungen, und das Alles wurde damals gern gelesen, denn es war unterhaltend, gemüthreich, hübsch und auch nicht gar zu kokett. Vorzüglich zeichnete sie sich durch ihren Heroencultus aus, und ihre Heroen waren Lenau und Justinus Kerner, über welche Beide sie viel geschrieben hat; Kerner hatte jedoch eine gewisse Grausamkeit gegen sie; er schloß boshafter Weise einmal den Riegel vor ihrem Stübchen in Weinsberg und machte sie so zur Gefangenen während der ganzen Zeit, daß dort gerade ein durchreisender König oder eine andere seltene Merkwürdigkeit vorüberzog. Den übelsten Streich aber spielte ihr Clemens Brentano, der ihr, der viel Reisenden einst in Augsburg begegnete. Er, der „solutus omni foenere" gut reden hatte, hielt ihr eine Strafpredigt, daß sie nicht bei ihren Kindern bleibe, und nannte sie die „Anmuthstrampel". Ich sollte nicht so spöttisch von ihr reden, denn sie hat es mit mir außerordentlich gut gemeint und schrieb mir Briefchen von einer Zierlichkeit, die höchst reizend, und einer Zärtlichkeit, die — zum mindesten gesagt, mir höchst überraschend war; auch ist das Ende ihres zarten Psychelebens ein trauriges gewesen, sie ist vor einigen

Jahren in Rom in merkwürdiger Verlassenheit und Vereinsamung gestorben.

Von einem Ausgang in mein Quartier im Hotel Marquardt heimkehrend, fand ich eines Morgens Lenau in meinem Zimmer meiner harrend — er war seit ein paar Tagen in Stuttgart und trieb die Freundlichkeit so weit, meinen Besuch in Wien auf diese Art zu erwidern. Er war frisch und wohl und sah unendlich viel besser aus wie damals im Qualm des Silcher'schen Kaffeehauses; sein ziemlich schroff sich aussprechender Pessimismus war deshalb aber nicht besser geworden, jener Pessimusmus, dessen Grundzug eigentlich die Trauer über den durch Wissenschaft und moderne Bildung in ihm hervorgerufenen Zusammenbruch der religiösen Ueberzeugungen, die so tief in seinem Gemüth wurzelten, war. Den Abend brachte ich dann in der Familie des Hofraths Reinbeck zu, in welcher Lenau wie ein Kind des Hauses aufgenommen war.

Und dann weiter, abwärts dem Rheine zu. Das heißt zunächst für längere Zeit nach Darmstadt. Aber da auf dieser meiner Lebensstation, die für mich ein Interesse bekam, welches ich umsonst versuchte dem Leser einzuflößen, heute meine Erinnerungen sich nicht verweilen sollen, spring

ich zu einer weiteren über, und diese ist der romantische Flecken St. Goar, gelegen am schönen Rhein auf der Strecke, wo er am schönsten ist. Ich wollte dort, wo jetzt Freiligrath wohnte, wo Emanuel Geibel sich den Sommer hindurch aufhielt, die Tage zubringen, bis meine Braut in Begleitung einer älteren Cousine nach dem benachbarten Curort Marienburg oberhalb Boppard kommen würde, in welchem ich dann ebenfalls mein Sommerquartier zu nehmen gedachte. Emanuel Geibel war damals ein eben aufgehendes Gestirn, das sich frei und offen als Tory bekannte; er war eine gute, redliche und reine Natur von großer sittlicher Feinfühligkeit, wenn auch ein wenig norddeutscher Reflexionsmensch und nicht abgeneigt, zu „posiren“. Als ein Mann, der den Orient gesehen, der in Athen gelebt hatte, trug er ein rothes Fes und behauptete, zum Leben des Scheinens der Sonne zu bedürfen. Sein dichterisches Naturell war stark genug, daß das in mächtigeren Tönen sich ausklingende Dichtertalent Freiligraths bei diesem Zusammenleben keinen beirrenden Einfluß auf ihn übte; sein Muster für die Form war und blieb Platen, den ich eigentlich erst durch ihn kennen und würdigen lernte.

Freiligraths Haus neben der Lilie, der uralten Herberge mit den Reliquien des St. Goarer Halsbandordens, war selbst wie eine Herberge; an der großen Völkerstraße durch das Rheinthal gelegen, fehlte es ihm nie an vorsprechenden Wanderern; und so gerieth ich in ein sehr lustiges Leben hinein, in jenes fröhlich bewegte Leben am Rhein, wo man zu Bekanntschaften und Freundschaften gelangt, man weiß nicht wie, in gesellige Kreise heiter erregter Menschen geräth, deren Namen man eigentlich nicht kennt und über deren Lebensstellung man sich völlig im Dunkel befindet, und wo man hilft, fröhliche Maiweinbowlen leeren, von denen man nicht weiß, wer eigentlich damit bewirthet. Der Landrath des Ortes, Heuberger, gehörte zu Freiligraths Kreise, der Hofmaler Schramm aus Weimar, von dem ich eine mir theure Probe seiner Porträtirkunst im Besitz hatte, und Gott weiß wer noch. Alles tauchte auf. Eines schönen mit ihnen, d. h. Freiligrath und Geibel, verlebten Abends erinnere ich mich besonders, wo der Schauplatz unserer harmlosen Ausgelassenheiten ein alterthümlicher, mit einem schönen Kamin geschmückter und mit Steinfliesen gedielter Saal in Oberwesel am Rhein war, in dem patriarchalischen Gasthof,

für welchen, um den biederen, mit den Düsseldorfer Künstlern auf dem besten Fuße stehenden Wirth zu ehren, der fröhliche Meister Adolf Schrödter einen großen, von zwei grimmen Leuen gehaltenen Pfropfenzieher als Schild gemalt hatte, gewiß das kunstreichste Wirthshausschild in allen deutschen Landen. Ich weiß nicht, hat Schrödter, dem ich später so befreundet werden sollte, seitdem und um sich für diese herrliche That zu lohnen, einen Pfropfenzieher als Monogramm angenommen — oder damals sein Monogramm gnädiglichst dem Wirthe zum Schildzeichen verliehen? Emanuel Geibel hat an jenes Symposion sein Gedicht „Um des Kaisers Bart“ geknüpft. Ich aber als junger Bräutigam hatte in solchen Stunden dann allerlei Neckereien über mich ergehen zu lassen. Meine Braut hatte sich im vorigen Sommer der Rheinbäder willen in St. Goar aufgehalten, war dort, schon ihres großen musikalischen Talents und ihrer Sopranstimme von seltenem Umfang und seltener Schönheit willen, viel gefeiert worden, und Freiligrath, der an Wort- und anderen Witzen stark war, machte deren viel über ihren in „Gallina“ verlängerten Namen; er hatte eine ganze Reihe scherzhafter Sonette darauf gedichtet,

z. B. das folgende, das „Der verliebte Steuermann“ überschrieben war:

Der Palinur der Kölner Feuerschiffe —
Sebastian Kimpel nennt ihn Sanct Goar,
Und rühmlich steuernd fährt er Jahr auf Jahr
Durch Oberwesels und der Lurlei Riffe! —

Er kennt den Rhein und seine Kniff' und Pfiffe!
Doch jüngst, o Wunder, schwebt er in Gefahr;
Fast trieb sein Boot auf spitzer Felsen Schar,
So traumhaft lenkt' er's mit zerstreutem Griffe.

Die Passagiere schalten: „Mit Verlaub,
Sebastian, ist das der Weg nach Caub?
Eh'r als zur Pfalz führt dieser Cours nach China!“

„Ja, Donnerwetter,“ rief der Palinur,
„Die sieben Jungfern! — Einer dacht' ich nur!
Das kommt davon! Ich dacht' an die Gallina!“

* * *

Unser Bildungsgang durch das Leben gleicht einer Wanderung durch eine jener Schaubuden, in welchen man einen Rundgang an optischen Gläsern vorüber macht und, durch ein jedes schauend, stets ein neues Stück Welt erblickt, ein neues Panorama; anfangs voll Spannung und Theilnahme, dann mit nachlassendem Interesse, endlich nur noch flüchtig und zuletzt ermüdet und gesättigt. Ich hatte nun

schon durch manches Glas gesehen, mit jedem neuen Aufenthalt in ein neues. In den schön liegenden und geräumigen alten Stiftsgebäuden von Marienberg, welches das Rheinthal bei Boppard beherrscht und worin sich eine Wasserheilanstalt befand, welche die Cousine meiner Braut, eine gescheute und beredtsame Stiftsdame „van middelbaren leeftijd en veel ondervinding“, wie der Holländer sagt, benutzte, trat ich vor ein weiteres dieser Gläser, um in ein neues Stück reichen und fesselnden Menschenlebens zu blicken, eine Fülle neuer Gestalten, welche von nun an mein höchstes Interesse in Anspruch nehmen sollten, vor mir auftauchen zu sehen. Freilich nur in der Phantasie; denn ich lernte das Alles ja nur kennen durch die Schilderungen und Mittheilungen meiner Braut, welche die Cousine begleitete, und dieser letzteren, die so geistreich und amüsant zu plaudern wußte. Jene hatte ein paar Jahre in Wien verlebt, wo ihre Mutter einen kleinen Kreis von ausgezeichneten Männern in höchster Lebensstellung um sich versammelt, und das sie verlassen, als sie die Mutter dort verloren: sie hatte auf einem Schlosse in Ungarn bei lieben Freunden eine große Schwärmerei für das Magyarenland eingesogen,

hatte am großherzoglichen Hofe zu Darmstadt verkehrt — ich lernte durch sie in weite und mir unbekannt gebliebene Lebensperspectiven blicken; sie hatte Alles mit ihrem Geist, ihrer Lebhaftigkeit, ihrem schnellen und durchdringenden Verständniß aufgefaßt und mit ihrem großen Erzählertalent wußte sie es, in den Rahmen einer Phantasie von seltener Stärke und Schwungkraft gestellt, wiederzugeben. Ein bewegtes, interessantes Leben, wie es das eines jungen Mädchens, welches ohne große Schicksale und Peripetien ist, nur sein kann, vereinte sich hier mit dem meinen, an äußerem Reichthum das meine überschattend und überragend — und das gerade war, was mich unauflöslich band und fesselte; diese Natur von einer so reinen und unverkümmerten Idealität, die sich von den Schwingen ganz hervorragender Talente, des musikalischen und des poetischen, emporgehoben fühlte und die auf dem Grunde eines so tiefen Gemüths ruhte, war wie ein Seelenbad für meine eigene, durch manchen harten Zusammenstoß mit dem Leben jetzt doch schon mehr unterdrückte und gedämpfte Idealität.

Ich kann im Uebrigen auf die Einleitung zu dem nach ihrem Tode herausgegebenen Buche „Frauenleben“

verweisen*) und zu den Erlebnissen des Sommers 1843 zurückkehren. Zunächst erinnere ich mich eines wunderlichen tragischen Ereignisses, das den kindlichen Frieden unserer Anstalt — in der nur Wasser getrunken ward und, ich weiß nicht ob deshalb, ein absonderlich sanftes und harmloses Wesen zu herrschen pflegte, falls nicht just eine gar zu große Tyrannei des Directors die Milch der frommen Denkungsart in allen diesen mit Schlippermilch verköstigten Gemüthern ein wenig in Gährung setzte — das diesen kindlichen Frieden störte. Zu den Curgästen gehörte eine englische Familie, ein wortkarger, starkgebauter, stier aus Glotzaugen vor sich hin starrender Gentleman mit einem rothen, etwas aufgedunsenen Gesicht, begleitet von einer hochgewachsenen, noch immer schönen Gattin und zwei sehr hübschen und anmuthigen kleinen Misses von zwölf oder vierzehn Jahren. Die Familie schien sehr wohlhabend und bewohnte die elegantesten Gemächer in der Anstalt — sie befand sich in dieser des Mannes wegen, der infolge des Uebermaßes im Guten, was er seit Jahren in der Vertilgung von Port und Porter, von Beef und Plumpudding

*) Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Louise von Gall. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856.

geleistet, in eine bedenkliche Schwächung seiner Gehirnthätigkeit verfallen war; wenigstens hatten die Aerzte den Grund seiner auffallenden Unliebenswürdigkeit und mit Morosität und „Hundelaune“, doggedness, wie's auf Englisch heißt, verbundenen geistigen Unfruchtbarkeit in den Congestivzuständen gesucht, welche mit der zu starken Ernährung zusammenhingen. Gegen dies Uebel kämpfte nun unser Director mit allen Mitteln einer Askese, welche den Kranken in eine überaus pessimistische Stimmung versetzten; er verfluchte ein Dutzend Mal im Tage alle Douchen, Voll- und andere Bäder und verlangte zornig nach einem guten Beefsteak, das Dr. Sch. ihm grausam vorenthielt; die arme Frau aber litt sichtbar unter der schweren Last, die sie mit ihm hatte, und war Gegenstand allgemeiner Theilnahme von uns Allen.

Eines Tages nun, als ich in den Nachmittagsstunden in mein Zimmer getreten, hätte ich stutzig werden können, wenn ich an einer jener Vorbedeutungen geglaubt, welche der Volksglaube kennt — Blutstropfen, die in unerklärlicher Weise sich im Hause vorfinden, sollen eine gewaltsame That vorbedeuten. Ich fand auf der weißwollenen Decke meines Bettes zwei starke rothe, ganz frische Blutstropfen,

die wie eben gefallene Thauperlen darauf lagen — die hereingerufenen Wärter wußten absolut keine Erklärung dafür zu geben. So ließ ich sie denn auf sich beruhen und dachte ihrer nicht weiter. Am andern Morgen in der allerfrühesten Frühe wurde ich aus dem Schlafe aufgeschreckt. Ein ganz unbeschreiblich grausiger Jammerschrei, ein Schmerzensruf wie der grenzenlosesten Verzweiflung läßt mich auf- und emporfahren. Was ist das! Hab' ich geträumt oder war das Wirklichkeit? Ich lausche und horche, aber Alles bleibt still, Alles! Ich muß geträumt haben, — ein so entsetzlicher Schrei, wie ich ihn vernommen, kann ja gar nicht aus den Tiefen einer menschlichen Brust kommen. Damit beruhigt, überlasse ich mich wieder dem Schlafe — bis eine Stunde später sich meine Thür öffnet; zu meiner Ueberraschung seh' ich, die Augen aufschlagend, den Herrn Director in höchst eigener Person eintreten; er macht ein überaus ernstes Gesicht, und nachdem er sich schweigend neben mein Bett gesetzt, sagte er:

„Es hat sich etwas ereignet, das für meine Anstalt im höchsten Grade mißlich und fatal ist und das ich gleich in der ersten Stunde selber Ihnen mitzutheilen komme, damit es nicht entstellt und verkehrt ihnen zugetragen

werde. Mister S. hat sich heute in der Frühe den Hals abgeschnitten."

„Gott steh' uns bei! Und der fürchterliche Schrei?"

„Ach, Sie haben den Schrei hier in diesem entfernten Flügel gehört?"

„Und dann für einen bösen Traum gehalten!"

„Die arme Frau stieß solch einen markerschütternden Schrei aus, als sie ihren Mann in seinem Blute schwimmend fand!" — —

Der arme Mister S. war in der That ein Opfer der Wasserheilmethode geworden. Als die Wärter in der Frühe gekommen, um ihn einzuwickeln und später, wenn er in gehörigen Schweiß gebracht, erbarmungslos in das kalte Vollbad zu werfen, hatte er sie — für kurze Zeit nur — wieder hinausgesandt und dann zu seinem Rasirmesser gegriffen, um sich Ruhe vor diesen Peinigern, vor Dr. Sch. grausamen Heilverfahren und vor allen Leiden einer Existenz zu verschaffen, die ohne Portwein, Beef und Plumpudding keinen Werth mehr für ihn hatte.

Das Ereigniß machte natürlich einen sehr deprimirenden Eindruck auf die ganze Gesellschaft, so fern und fremd auch die zunächst davon Betroffenen sich stets der letzteren

gegenüber gestellt hatten. — Für uns erschien dann aber bald ein Besuch auf Marienberg, der ganz im Stande war, alle trüben Eindrücke rasch zu verwischen. Dieser Besuch war der des häßlichsten und witzigsten Mannes seines Zeitalters, war der Saphirs. Er war ein Mensch, mit dem man sich nicht eine Viertelstunde lang unterhalten konnte, ohne in eine Stimmung zu gerathen, worin man schon jedes trockene Wort, das von seinen Lippen fiel, zum Sterben lächerlich fand. Und dann wurde bald eine Miene, womit er eine Aeußerung, die gemacht wurde, begleitete, ein Zucken seiner Brauen und Augendeckel lachenerweckend. Ihn, sowie Freiligrath und Geibel, die ihn zu uns gebracht hatten, begleiteten wir, als sie am Nachmittage heimkehrten, die kurze Strecke bis St. Goar auf dem Dampfschiffe, auf dem sich zufällig auch Walesrode befand, zurück. Und am Abend ließ sich die ganze Gesellschaft von dem Landrath von St. Goar zu einem kleinen Feste, das dieser auf der Burgruine „der Katze„ veranstaltet, über den Rhein hinüber und die steilen Gemsenpfade zu den malerischen alten Trümmern empor geleiten. An einer Stelle zwischen den grauen Vorzeitüberresten, wo unter hochklimmenden Epheuranken und Hollunderzweigen

sich die prachtvollste Aussicht auf das Stück des Stromthals, das zu unseren Füßen unter uns lag, darbot, wurde der Sitz der Gesellschaft etablirt, die harrend stehenden Körbe ausgepackt und ein Symposion gehalten, wie wohl nie eines, von herzlicherer Jugend- und Lebenslust begleitet, sich tief in eine helle Mondnacht hineingezogen hat. Natürlich trug Saphir die Hauptkosten der sprudelnden Unterhaltung; aber er wurde auch, wie es des Spaßmachers Loos nun einmal ist, viel geneckt und gehänselt. So wurde, als ganz unerwartet da unten in dem am anderen Flußufer liegenden St. Goar rother Fackelschein aufleuchtete und sich ein einem Jubiläum im Städtchen geltender Fackelzug entwickelte, der, am Ufer des Stromes entlang ziehend sich malerisch in den Fluthen spiegelte, dem Wiener Humoristen aufgebunden, diese Feier sei aus Anlaß seiner Anwesenheit improvisirt und gelte ihm. Saphir, den wir jetzt als „Jubelgreis“ leben ließen, zeigte dem gegenüber die Gläubigkeit jenes deutschen Prinzen, der, Abends in die glänzend erleuchteten Straßen Londons einfahrend, tief gerührt war über solche ihm zu Ehren veranstaltete Illumination. Dem Fackelglanz folgte die schönste Beleuchtung des Vollmonds, der mit seinem blauen Licht die lauten,

lustigen Menschenkinder, die schweigenden melancholischen Ruinen, von denen sie umgeben waren, und die düsteren Bergeshäupter rund umher übergoß. Und als endlich die Damen der Gesellschaft den Aufbruch erzwangen und Alles den Heimweg antrat, betrachtete Saphir lange zögernd diesen schwierigen, steilen, schmalen, über Felsgeröll und Schiefergeschiebe sich absenkenden Weg; endlich, mit entschiedenem Mißtrauen gegen die vom genossenen Maiwein beeinträchtigte Sicherheit seines Schritts, warf er sich auf die Knie, bat meine Braut und mich, schützend seinen Marsch an allen Abgründen entlang zu flankiren, und bewerkstelligte auf allen Vieren den bedenklichen Rückzug.

Saphir schied am anderen Tage wieder und widmete alsdann der Erinnerung an diesen Tag ein Blatt seines in Wien erscheinenden „Humoristen“; das Zusammentreffen von so vielen Schriftstellern, Saphir, Freiligrath, Geibel, Walesrode und mir, auf Einem Dampfboot hatte bereits ein Leipziger Blatt mit boshaftem Gewitzel beschrieben, und auf so etwas drastisch zu antworten, war Saphir der richtige Mann. Ich glaube, Saphirs Unglück war, daß er so witzig war und dadurch verlockt wurde, seine ganze Geisteskraft auf den Wortwitz zu concentriren; hätte er

nichts als sein großes lyrisches Talent besessen und dies vertieft, so würde er als einer der besseren Dichter uns dauernd geblieben sein: jedenfalls hätte sich wohl Gesinnung, Charakter und der Fonds seines Wesens nicht in Witzraketen verknittert und verknattert. — Eines anderen schönen Tages muß ich noch gedenken, den wir damals mit einer Fußwanderung in zahlreicher Gesellschaft ausfüllten und der uns durch ein bei Goarshausen sich öffnendes Thal nach der Burgruine Reichenberg führte, der schönsten, aber auch einsamsten aller Burgruinen am Rhein oder in seiner Nähe, sie war der Hauptsitz des Dynastengeschlechts, das den seltsamen Namen von Katzenellnbogen führte, und ihr Erbauer muß ein Mann gewesen sein, der sich Erinnerungen aus dem Orient mitgebracht hatte und diese dem Charakter, den er seiner Schöpfung gab, aufzuprägen suchte. Der jetzige Besitzer sorgt für ihre Unterhaltung, und ich freue mich, eine fleißige und sorgsam gemalte Abbildung von der Hand eines Düsseldorfer Künstlers von ihr zu besitzen. — An Zeitvertreib fehlte es jedoch auch an unseren „süßen Wassern" zu Marienberg nicht. Ein junger Fürst Dolgorucki mit seinem Ajo, einem Baron Stein aus den Ostseeprovinzen, und sechs

16*

oder sieben Russen, Burschen, als ob sie Turgenjew aus einer seiner Novellen fortgelaufen wären, waren da und sorgten für kleine Hausbälle; die Gegend lockte zu Ausflügen, allerlei Besuche kamen — und so vergingen die Tage, bis für uns die Zeit des Aufbruchs gekommen. Ich machte für den Rest des Sommers mich ansässig in der Traube zu Darmstadt, dem soliden alten Gasthof, auf dessen Speichern, noch nicht gar lange vorher, der Baudirector Moller die alten Pläne zum Kölner Dom entdeckt hatte, die für den Weiterbau bald so bedeutsam werden sollten, und lernte nun das gute Darmstadt näher kennen, mit seinen Einwohnern, die, glaub' ich, die aufrichtigsten und gutmüthigsten Leute im deutschen Reiche sind und einen so kindlichen Dialect reden, als blinde Hessen aber so tapfer dreinzuschlagen wissen, wenn es gilt; die aber auch auf so viel ausgezeichnete Männer stolz sein können, welche aus ihrer Mitte hervorgingen. Nebenbei besitzt Darmstadt einen überraschenden Reichthum an Kunst- und anderen Sammlungen und eine überaus reiche, trefflich verwaltete Bibliothek, auf welcher ich eines Tages die Bekanntschaft Otto Müllers, der auf ihr beschäftigt war, machte. Einige Zeit nach meiner Ankunft ließ mir eines

Abends Eduard Duller eine Einladung zugehen, in einem Biergarten vor der Stadt zu erscheinen, wo ich Justinus Kerner finden würde, der eben in Darmstadt anwesend sei. Justinus Kerner! Ich hatte schon lange darnach verlangt, ihn kennen zu lernen, und fehlte natürlich nicht; der berühmte Geisterwelt-Theoretiker, das gemüthlichste aller Schwabenkinder, saß bereits auf einer Holzbank hinter einem schäumenden Seidel, sehr ähnlich einem wohlgenährten „Wort Gottes vom Lande“ und absolut unähnlich einem Manne „who looks on something behind this world“. Aber unendlich zärtlich war er — sentimental zärtlich im Ausdruck seiner entgegenkommenden Freundschaft — er ließ meine Hand nicht fahren und hielt mich an sich geschmiegt nicht wie einen neuen Bekannten, sondern wie einen wiedergefundenen Sohn. Kerners Augenleiden hatte damals noch nicht seinen Lebensmuth geknickt; er klagte zwar viel darüber und seufzte viel, aber er gehörte zu den privilegirten Menschen, bei denen man fühlt und ahnt, daß die schöne Klarheit und reine Güte des Gemüths in ihnen auch die Quelle einer vorwaltend heiteren Stimmung sein müsse; er war dadurch mit Freiligrath verwandt, der ja auch so gern seine Lieder sang. Ob ich ihm von west-

fälischen Vorgeschichtenseher habe berichten müssen, weiß ich nicht mehr — nur, daß er mir sehr gründlich meine landläufige Vorstellung, er gebe sich mit Geistersehen ab und lebe im angenehm freundschaftlichen Verkehr mit allerlei Nachtgespenstern, mit Incubus und Succubus, gründlich berichtigte; er hatte nie in seinem Leben etwas gesehen, das auch nur entfernt einem Spuk geglichen — und was ihn in Weinsberg umgab, das waren die warmblütigen und lebendigen Geister zahlreicher junger und alter Freunde, die sein Haus und seinen Thurm umschwärmten und alle eine gastliche Heimstätte da fanden. Auch ich mußte ihm versprechen, recht bald bei ihm einzukehren.

Ich habe wohl nie ein derartiges Versprechen rascher und sicherer erfüllt. Denn schon am Nachmittage des siebenten October dieses Jahres 1843 saß ich zur Seite einer jungen Frau in dem Wagen, der unter den breitgeästeten alten Wallnußbäumen der Bergstraße uns über Heidelberg nach Weinsberg und dann weiter nach Augsburg bringen sollte — es war ein stiller, verschleierter Tag und zu einer weichen Herz- und Seelenfeier so harmonisch stimmend, wie die folgenden sonnigen Tage dann zu dem anziehenden Leben und Treiben im freundlichen Weinsberg stimmten.

Wir nahmen, um Kerner nicht lästig zu werden, ein Quartier im Hotel des Städtchens, sehr zur Unzufriedenheit des „Rickele“, der würdigen Hausfrau Kerners. Das am oberen Ende des Ortes frei im Grünen liegende Heimwesen des berühmten Oberamtsarztes von Weinsberg, mit seinem alten geschichtenreichen Thurm, seinen Aeolsharfenklängen, seinen Maultrommelconcerten und seinem romantischen Hintergrunde, der Burgruine, an welche sich die Legende von der Weibertreue knüpft, das Alles ist so oft beschrieben, daß ich hier davon schweigen kann. Ich erwähne nur des reizenden Platzes unter dem rebenumsponnenen kleinen Vordach an der Gartenseite des Hauses, wo auf einem Tische, den Kerner in seiner Jugendzeit selbst, als Dilettant im edlen Schreinerhandwerk, zu Stande gebracht, die Mahlzeiten eingenommen wurden, und des langbeinigen Kranichs, der im Garten umherlief. Kerners nächste Freunde waren Lenau, dessen wohlgetroffenes Oelportrait über seinem Schreibtisch hing und jener dichterisch hochbegabte Graf Alexander von Württemberg, von dessen traurigen Verhältnissen und Ende uns Hackländers „Roman meines Lebens“ Andeutungen giebt, ohne doch den eigentlich wunden Fleck im Leben des armen fürstlichen Sängers

zu berühren. Doch stand Kerner vielleicht David Strauß ebenso nahe — er war für seine Geistertheorien so wenig Fanatiker und wollte so sehr nur der wissenschaftliche Beobachter von Phänomenen, an die er glaubte, sein, daß Strauß' Kriticismus der Wärme seiner persönlichen Gefühle durchaus keinen Eintrag that. Als Gast seines Hauses fand ich Geibel bei ihm; dieses Sonnenkind campirte hier ohne Scheu vor den „Nachtseiten der Natur" mit Kerners begabtem Sohn Theobald, dem jungen Mediciner, der später sich auf Elektro-Therapie geworfen hat, zusammen in einem dem Haupthause gegenüberliegenden Gartenhäuschen, und sie Beide schwuren eines Morgens hoch und theuer, daß es in der Nacht in ihrem „Todtenhäuschen" ganz entsetzlich gespukt habe — leider ohne viel Glauben zu finden. Das Todtenhäuschen hieß es, weil es in dem Garten, der früher ein Friedhof gewesen, stand, was ihm denn natürlich die schönste Anwartschaft auf allerlei Spuktraditionen gab. Es war eine Art Succursale für die Gäste, welche das Haus nicht faßte; sehr oft und lange hat Lenau darin gehaust und daraus sein melancholisches und wildes Geigenspiel in stille Sommernächte hinein ertönen lassen.

Mir kam überhaupt Kerner als seiner Geisterwelt

nachgerade ein wenig satt und überdrüssig vor; es geht ja den Meisten, die sich mit allerlei Geistern einlassen, am Ende so, daß sie ihrer genug und übergenug bekommen. Nur einmal führte und bannte er uns in einen Zauberkreis — als er Abends die Lichter löschte und sein Spiel auf der Maultrommel begann, aus der er ein ganz wunderbares und gar nicht zu beschreibendes Instrument machte — er selbst hat die Macht dieses Spiels am besten ausgedrückt in seinem Gedicht: Auf Eulensteins Spiel, S. 401 seiner „Gedichte“. Es war in der That wie ein Herüberklingen aus überirdischen Sphären! — Am Ende unseres Besuches, dessen acht inhaltreiche Tage nur zu rasch dahinflossen, schenkte Kerner uns sein Bild, einen lithographirten Croquis, auf welchem er, um die Aehnlichkeit mit einem Ehrenpastor noch größer zu machen, einen Talar trägt und, die Hände über seinen Stock gelegt, sein von reichem lockigem Haar umwalltes Haupt mit dem Ausdruck einer unbeschreiblichen Gutmüthigkeit im Profil zeigt. Darunter hat er geschrieben:

Dies soll ich sein — ich weiß es nicht —
Getroffen ist nicht mein Gesicht,
Getroffen aber ist der Rock,
Des Körpers Haltung und der Stock.

Aus demselben Winter datirt dann der folgende Brief,

in welchem, durch einen häuslichen Kummer genährt, schon jene Schwermuth herrscht, die damals noch seine Freunde weniger ergriff und rührte, weil die Klage etwas von einer liebgewordenen Gewohnheit bei ihm zu haben schien, während das Leid doch immer tiefer und tiefer seine letzten Lebensjahre umdunkelte. So schrieb er uns im Winter darauf:

„Herzliebste Freunde!

Eure lieben Worte haben mich recht innig erfreut. Es ist lieb, daß Ihr meiner noch denket, besonders in Eurer großen Freude, die mir fast bange macht, weil ich in meinem Leben, wenn ich recht fröhlich war, gewiß bald einen Jammer zu erwarten hatte. — Gott aber schütze Euch vor allem Leid! — Mir fließt es immer reichlich zu, und mein Herz wurde, seit Ihr uns verlassen, so betrübt, ja so verzweiflungsvoll als irgend eines Menschen Herz. Fragt nicht warum, es ist doch nicht zu helfen. Wollte Gott, es könnte so ein banges Menschenherz Alles singen und sagen, es würde ihm leichter!

„Den lieben Geibel verlor ich durch Stuttgart ganz, wo er von einem Freudenfeste zum anderen ge-

laden wird und des betrübten Kerner wohl nicht mehr denkt. Ich höre, er gehe jetzt nach Berlin. —

„Freiligrath schrieb mir am Christfeste und sandte mir schöne Erinnerungen von seiner Frauen und den Töchtern des Herrn Landraths in St. Goar.

„Mit innigstem Vergnügen lese ich die mit S. bezeichneten Aufsätze in der Allgemeinen Zeitung und kürzlich auch das herrliche O'Connell-Gedicht. Die interessante Novelle im Morgenblatt fange ich auch an zu lesen. Würden nur meine Augen nicht immer schlimmer. Mit dem Schreiben geht es noch durch's Gefühl der Finger; aber mit dem Sehen, besonders von Buchstaben, ist es sehr arg. Und bei alle dem noch den Arzt spielen und so viel Leid im Herzen tragen — o, das ist hart! — Ich ende, damit ich nicht weiter klage, und sage nur noch, daß ich Euch innigst liebe, mich Eurer Freundschaft freue und Euch nie vergessen werde.

„Gott sei mit Euch! Verlasset mich nicht! In Liebe Euer Justinus Kerner.

Weinsberg, 8. Feb. 44."

Das Leid, von welchem er hier redet, war, wie ge-

sagt, ein häuslicher Kummer, den er doch längst überwunden hatte, als ich ihn dann nach einigen Jahren wiedersah, in Köln, das er auf einer Reise nach Braunschweig berührte und wo er drei Tage hindurch bei uns verweilte, und wo in anregendem Kreise hinter gutem Getränk ihm etwas von dem alten Frohmuth, der alten Lust und Laune wieder zurückkehrte.

Ende des ersten Bandes.

Stimmen der Presse
über
Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.
Roman
von
Wladimir Fürst Meschtschersky.

Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen in's Deutsche übertragen von
J. Clark.

... Das sehr gefällig geschriebene Buch hat vor allen Dingen das Gute, daß es ein weitverbreitetes Vorurtheil widerlegt, als wäre die Petersburger Gesellschaft, namentlich die Damenwelt, eine verdorbenere und schlimmere als die irgend einer andern großen Hauptstadt. Wir gewinnen vielmehr den Eindruck, daß gerade in den höchsten aristokratischen Kreisen Mädchennaturen von einer Zartheit des seelischen Empfindens gedeihen, wir wir Aehnliches im westlichen Europa kaum kennen. .

Bern, „Der Bund."

... Das Leben der Petersburger Aristokratie ist dem Verfasser augenscheinlich aus eigener praktischer Anschauung auf's Genaueste bekannt. Daß er die innere Hohlheit, die Frivolität, die oft geradezu hohe Genußsucht desselben allzu grell beleuchtet hätte, kann man nicht sagen, trotzdem einzelne Schilderungen der Gesellschaft dem deutschen Leser starke Ueberraschungen bereiten werden. Meschtschersky zeigt vielmehr an einigen Personen von der hohen Aristokratie, daß durch den Taumel der Genüsse und die förmlich zum Princip erhobene Grundsatzlosigkeit nicht immer und überall die guten Keime im Inneren des Menschen ausgerottet zu werden brauchen. „Die Frauen der Petersburger Gesellschaft" gewähren ein werth-

volles Cultur- und Sittenbild. Ob der Verfasser bei seinen Schilderungen ganz bestimmte Petersburger Persönlichkeiten vor Augen gehabt hat, läßt sich ja aus der Ferne nicht entscheiden. Er hat uns eine furchtbare Corruption sehen lassen; er hat das aber nicht gethan, um sein Scherflein dazu beizutragen, den Glauben an die Menschheit zu untergraben. Mit nicht geringem Geschick sucht er vielmehr aus dieser staubigen Spreu einige goldene Weizenkörner heraus und zeigt uns gerade da, wo die Wogen des frivolen Genusses am höchsten gehen, einige Felsen der Moral und der Menschenwürde Und darum wird Niemand das Buch unzufrieden aus der Hand legen.

Bremen, „Weser-Ztg."

... „Die Frauen der Petersburger Gesellschaft", Roman von Wladimir Fürst Meschtschersky. Der russische Fürst ist wohlbekannt auf dem Gebiete des socialen Romans: schon sein erster Roman „Die Realisten der großen Welt" erregte berechtigtes Aufsehen. Der neue Roman schildert in spannungsvoller Weise das Leben und die Verhältnisse der aristokratischen Welt Petersburgs. Wenn auch ein Effectroman in vollem Sinne des Wortes, wird das Werk doch nicht ohne tieferes Interesse gelesen werden. Bedarf ja unsere blasirte Zeit gerade so drastische Schilderungen, um aus der Interesselosigkeit, welche im Allgemeinen der Romanliteratur entgegengebracht wird, aufgerüttelt zu werden. ...

„Braunschweiger Tageblatt."

... Es ist bereits das zweite Werk Meschtscherskys, welches die Verlagsfirma edirt, und man kann sagen, daß, wenn die russische Literatur solche Schöpfungen in weiterer Folge darzubieten vermag, sie verjüngend, belebend, epochemachend auf die deutsche Romanliteratur wirken wird. Der Roman „Die Frauen der Petersburger Gesellschaft" (das heißt: der bevorzugten Klassen) ist groß angelegt, mit dramatischer Steigerung gleich den besten französischen Romanen durchgeführt, aber frei von der Seichtheit der letzteren, von sittlicher Tiefe, scenenreich, farbenfrisch, auf's Aeußerste spannend und mit dem Triumphe der edlen gesellschaftlichen Elemente effectvoll schließend. Ganz abgesehen von dem außerordentlichen Unterhaltungswerthe des Buches, berührt es den Leser wohlthuend, daß der Verfasser offenbar ein großes ethisches Problem vor Augen hat: er hält der russischen vornehmen Welt ihr eigenes Bild vor, er zeigt sie mit allen ihren schlechten Elementen, den Schmeichlern und Kriechern, den durchtriebenen Intriguanten, den übermüthigen Genußmenschen, die keinen Glauben und keinerlei sittliche Grundsätze mehr haben, sich aber vermöge ihrer Machtstellung Alles erlauben zu dürfen glauben, dem

tollen Frevelmuth des Geldes und der Gunst, aber im Gegensatz dazu auch den Edelsinn, die echte Frömmigkeit, die Barmherzigkeit gegen Arme und Bedrückte der besseren Elemente, deren Dasein Niemand bezweifelt, wenn er Meschtschersky's Werk gelesen hat . . .

Budapest, „Pester Lloyd."

. . . Der Verleger S. Schottlaender in Breslau und mit ihm der Uebersetzer J. Clark haben mit diesem Roman dem lesenden Publikum einen großen Dienst erwiesen, denn die darin geschilderten Frauen der Petersburger Gesellschaft, nämlich die der bevorzugten Klassen, vermögen wohl das Interesse zu erregen. Der Verfasser hält der vornehmen russischen Welt einen Spiegel vor, in welchem in bunter Reihe alle ihre Gesellschaftstypen nacheinander und miteinander erscheinen. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle den Gang der Handlung, die hoch dramatische Steigerung derselben, jede einzelne der interessanten Frauengestalten und der in ihrer Umgebung sich bewegenden Männer zu schildern, es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß der Verfasser jeden Augenblick interessant schreibt und daß sich in seinem Buche eine Menge von Glanzpunkten literarischer Darstellungskunst finden. Jedenfalls aber darf man dem Verleger und dem Uebersetzer danken für die Einführung dieses interessanten Werkes aus der neuzeitlichen russischen Literatur, die jetzt auf gleichen Rang sich erhebt, wie die der anderen Culturländer Europas und ihr auch an Fruchtbarkeit wenig nachsteht . . .

Hamburg, „Nachrichten."

. . . Fürst Meschtscherskys neuer Roman ist mit dramatischer Steigerung durchgeführt, von sittlicher Tiefe, scenenreich, farbenfrisch und außerordentlich spannend. Der Verfasser hält der russischen vornehmen Welt ihr eigenes Bild vor, er zeigt sie mit allen ihren schlechten und guten Elementen. Alle darin auftretenden Gestalten sind typisch; wie sie leben und schaffen, so stellt der Verfasser sie realistisch vor unsere Augen. Den treibenden Mittelpunkt des Ganzen bildet die boshafte, höfisch intriguante, leidenschaftsvolle Gräfin Trubetzkoi, das Weib, an deren Lebensgange hinreißend nachgewiesen ist, welche grenzenlose Macht schöne durchtriebene Frauen, wie überall, so auch in Rußland selbst auf die höchsten Würdenträger ausüben, aber niemals zum Guten. Das lesende Publikum hat den Werth des Meschtschersky'schen Buches rasch erkannt, denn es ist davon, schon ehe der dritte Band die Presse verließ, bereits eine zweite Auflage nöthig geworden. . . .

Teschen, „Silesia."

... Unter den in Romanform erscheinenden Culturbildern aus Rußland nehmen die Werke des Fürsten Meschtschersky gegenwärtig den vornehmsten Rang ein. Seine Romane athmen Leben, Wahrheit; sie sind scenenreich, farbenfrisch und von einer dramatischen Steigerung, welche die bei Clienten von Leihbibliotheken so außerordentlich beliebte „Spannung“ in ausgiebiger Intensivität erzeugt Mag aber der Spiegel, den der Verfasser der vornehmen russischen Welt vorhält, welche Fratze immer zurückwerfen, stets bleiben die Gestalten lebensvoll und nie verliert der Verfasser durch Uebertreibungen den Glauben bei seinen Lesern. Die Ausstattung des dreibändigen Romans und die von J. Clark besorgte Uebersetzung entsprechen vollkommen dem Werthe des Werkes ...

Prag, „Bohemia.“

... Der Roman schildert mit wirkungsvoller Steigerung in effectvoller, aber doch immer naturgemäßer Entwickelung das Leben der aristokratischen Welt Petersburgs mit ihrer Prunksucht und maßlosen Verschwendung, mit ihren entsetzlichen Ausschweifungen, mit ihrer falschen Frömmigkeit und geheuchelten Mildthätigkeit. Mit dem Geschicke des Meisters werden die sich berührenden Contraste aneinandergereiht: hier erschreckende Frivolität, dort rührendes, kindliches Gottvertrauen, in derselben Familie empörende Herzlosigkeit der Mutter im Gegensatze zu der menschlich-schönen Großherzigkeit der Tochter, die haarsträubende Rücksichtslosigkeit einer intriguanten Phryne, die sich in die besten Kreise eingedrängt hat, neben der idealen Begeisterung eines allen Verlockungen widerstehenden Mannes rc. Der Roman zeigt die Verführung in ihrer verlockendsten Gestalt, macht uns aber auch mit edlen Charakteren bekannt, deren tiefer sittlicher Fonds hinreicht, den Angriffen und Verführungen der versumpften Gesellschaft zu widerstehen und die siegreich aus dem tollen Treiben hervorgehen. Meschtscherskys Roman ist ein Sittengemälde im besten Sinne des Wortes — die Wirkung desselben kann nicht zweifelhaft sein. ...

Wien, „Presse.“
